

EINLADUNG & INFOS
»DIE GROSSE TOUR«
ROMANE SCHREIBEN



»JETZT GEHT'S LOS«

ABSCHLUSSLESUNG

DI 5.11.2019 20 Uhr // Literaturhaus München

Moderation: Julia Schoch und Wilhelm Trapp

TEXTPROBEN
**LERNEN SIE DIE 10 AUTOR*INNEN
DES SEMINARS KENNEN**

PHILIPP BRAUN

»EIN LUPENREINER LÜGNER«

Die Wahrheit liegt neben dem Platz: Der ehrgeizige junge Reporter Henry Winter sucht die große Geschichte und fälscht dafür die Fakten. Der Profifußballer Leon Meyer, ein Jahrhunderttalent in der Krise, steht kurz vor dem Aus. Der Spielerberater Fabrizio Tardelli braucht dringend Geld. Winter will in einer hanebüchenen Enthüllungsgeschichte den Spieler, der Frauen und den Fußball liebt, als schwul outen. Tardelli lässt sich von den erfundenen Vorwürfen inspirieren: Der Spielerberater inszeniert das gefakte Coming-out seines Spielers. So wird aus Leon Meyer der erste schwule Bundesligaprofi. Das Spiel mit den Medien geht gut, bis sich Leon in eine Frau verliebt. Wie lässt sich seine Affäre mit Marie geheim halten? Was weiß der Reporter wirklich? Und warum soll der Gefoulte immer selbst schießen? Eine Geschichte über Fälschung und Wahrheit in der Medienwelt.

PHILIPP BRAUN wurde 1981 in München geboren. Er studierte PR/Kommunikationsmanagement in Leipzig und Madrid. Während des Studiums begann er als freier Autor für *jetzt.de*, *Spiegel Online*, *SZ* und *Zeit Online* zu schreiben. Er arbeitet in der Kommunikationsbranche und lebt in München. E-Mail: philippbraun@hotmail.com



LESEPROBE

»EIN LUPENREINER LÜGNER«

*

Während ihm klar wurde, dass ein Selbstmord die einzige Möglichkeit wäre, mit Stil und Würde vom Erdboden zu verschwinden, setzte sich der Sessellift mit einem Ruck in Bewegung. Fabrizio Tardelli war todmüde. Aufgrund der Ereignisse der letzten drei Wochen. Und lebensmüde. Aus genau diesen Gründen.

»Du könntest dich absetzen. An einen Ort, wo dich niemand kennt«, sagte Leon, als könnte er die Gedanken seines Beraters lesen. Dabei war es meist genau umgekehrt gewesen.

»Gibt es diesen Ort?« Tardelli lachte.

Er nahm einen Schluck aus einer kleinen Wasserflasche, die er an der Tankstelle kurz vor der italienischen Grenze mit Wodka gefüllt hatte.

»Kann ich einen Schluck von deinem Wasser haben?«, fragte Leon.

Tardelli tat so, als ob er ihn nicht gehört hätte, und schaute in die Berge.

»Ich habe Durst, Toni!«

»Klar ... hier!«, sagte Tardelli.

Er reichte Leon die Flasche. Kurz bevor Leon sie greifen konnte, ließ Tardelli die Flasche los. Sie schauten ihr nach, wie sie in die Tiefe fiel und an einem Felsen neben einer Gämse zerbrach.

»Tut mir leid«, sagte Tardelli.

»Was genau tut dir leid?«, fragte Leon. Wie schon zuvor auf der Autobahn kamen ihm fast die Tränen.

Er saß erschöpft neben Tardelli in der Doppelsesselbahn. Er starrte reglos Richtung Gipfelkreuz. Sie waren bereits auf fast zweitausend Höhenmetern angelangt.

Die Sonne schien, aber auch Ende Mai war es kalt da oben. Leon trug einen Schal, eine Mütze und Sonnenbrille. Und hatte sich unten an der Talstation in eine Decke eingewickelt. Wie immer hatte er Angst, sich zu erkälten.

So wie er aussah, hätte er auch an einem Dezemberabend auf der Ehrentribüne im Stadion sitzen können. Saß er aber nicht. Es hätte Leon nicht gewundert, wenn er bereits Stadionverbot bekommen hätte. Deutschlandweit.

Fabrizio Tardelli stellte sich vor, wie er gleich in die Tiefe springen würde. Zuvor würde er den Bügel öffnen, Leon kurz ansehen und ihm müde zunicken. Dann würde er sich fallen lassen. Exit-Strategie nennt man das unter Beratern.

Was nützt der Selbstmord in Gedanken? Nichts. Tardelli schwur sich, beim nächsten Impuls würde er springen. Seine Kopfhaut juckte, sein Magengeschwür schmerzte. Fabrizio Tardelli wusste, dass er am Ende angelangt war.

Einen Tardelli kriegt man nicht klein, hatte sein Vater immer zu ihm gesagt. Kämpfen. Du musst kämpfen.

Tardelli hatte sein ganzes Leben lang gekämpft. Gegen Eltern, Lehrer, Frauen, Sportdirektoren. Gegen Journalisten. Gegen die Deutschen. Gegen sich selbst.

Fast hätte er das Spiel gewonnen. Aber am Ende kam eine Blutgrätsche von rechts. Ein Bodycheck von links. Ein Tackling von hinten. Und eine Kopfnuss vom Schiedsrichter. So jedenfalls hatte sich Tardelli gefühlt als er schwer verletzt vom Platz humpeln musste.

Was würden die Medien nach seinem Tod über ihn berichten?, dachte Tardelli. Waren die Nachrufe bereits geschrieben?

*

*

»Ich habe auch Durst!«, sagte Tardelli.

Der Sessellift war bereits ihr zweiter Fluchtwagen. Den ersten, Tardellis gelben Ferrari, hatten sie auf dem Parkplatz stehen lassen. Einen Ferrari Dino 246 GT. Man sah ihm nicht unbedingt an, dass er fast fünfzig Jahre alt und eine Viertel Million wert war.

»So ausgestorben wie die Dinosaurier. Siehst du nie«, hatte Toni über sein Dino Coupé gesagt, als sie über die Autobahn gerast waren.

»Aber übersehen kannst ihn auch nicht«, hatte Leon erwidert.

Über ihrem Sessellift kreiste ein Hubschrauber. »Die Polizei? Die Bergwacht? Suchen die am Ende etwa uns?«, fragte Tardelli.

»Wer sagt denn, dass da mehrere drinsitzen?«, meinte Leon erschöpft. »wer sagt denn, dass nicht genau ein beschissener Pilot in diesem verschissenen Hubschrauber sitzt?!«

Leon setzte seine Pilotenbrille wieder auf. Tardelli sah, wie seinem Spieler eine Träne die Wange herunterlief.

»Es tut mir leid«, sagte er noch einmal.

Die Sesselbahn ruckelte und kam langsam zum Stehen. Sie hingen über einer Lichtung und schaukelten hin und her. Unter ihnen war ein Wanderweg, der in den Wald führte.

»Ich geb's ja zu ...«, sagte Tardelli irgendwann. »... der Schuss ist nach hinten losgegangen.«

Leon schaute schweigend an Marie vorbei hinauf zum Gipfel. Sie saß vor ihnen allein in der Doppelsesselbahn. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, wusste aber, dass sie traurig war.

Leon sagte lange nichts. Und dann:

»Das gibt es nicht im Fußball.«

»Was?«

Sie schwiegen.

»Was gibt es nicht?!« fragte Tardelli.

»Na ..., einen Schuss, der nach hinten losgeht.« sagte Leon. »Wenn man nach vorne schießt, dann fliegt der Ball auch nach vorne. Er fliegt nicht zurück.«

Sie schwiegen erneut.

»Keinen Millimeter fliegt der zurück.« sagte Leon.

»Es sei denn ...« sagte Tardelli irgendwann.

»Es sei denn ... was?!«

»Es sei denn, der Ball prallt von einem Gegenspieler ab – und springt zurück.«

Wieder schwiegen beide.

»Oder aber... man macht einen Fallrückzieher ins eigene Tor«, sagte Leon und hätte fast lachen müssen, wenn es nicht so traurig gewesen wäre.

»Warum sollte man das tun?«, sagte Tardelli und hatte nach langer Zeit endlich mal wieder Recht.

*

Während sie mit der Sesselbahn auf den Berg fuhren, dachte Tardelli an die vergangenen Tage. Die überflüssigen Fragen der Chefredaktion, das überflüssige Rasen über die Autobahn, das überhebliche Gesicht des Reporters. Henry Winter war lästig geworden.

ANKE DÖRSAM

»SCHWIMMBADROMAN«

Alexandra wächst an der Nordsee bei ihrer Tante auf, im Landstrich zwischen Bremerhaven und Cuxhaven. Ihre Tante bringt ihr das Lesen bei und leiht ihr ein Buch nach dem anderen. Erst als Tante Anna stirbt, lernt Alexandra schwimmen. Sie zieht nach Berlin zu Franziska, mit der sie zusammen Fischbrötchen verkauft hat. Um sich in der Stadt zu orientieren, und weil Schwimmen das Einzige ist, was sie nicht mit Tante Anna verbindet, versucht sie, alle Berliner Schwimmbäder kennenzulernen, um sich dann für eines zu entscheiden. Dabei begegnen ihr Widerstände: Die Öffnungszeiten der Schwimmbäder, der Öffentliche Nahverkehr. Sie lernt die unterschiedlichsten Menschen kennen. Sie jobbt, erst in einem Café, dann in einem Späti, der von Bircan, einem Dichter, betrieben wird, mit dem die Literatur wieder Platz in ihrem Leben gewinnt. Es ist eine Geschichte über das Losgehen, über Hindernisse, die man wie die Beckenwand beim Wenden im Schwimmbad nutzen kann, um sich abzustoßen und nicht zuletzt über das Ankommen an einem Ort, der sich ständig wandelt.

ANKE DÖRSAM wurde in Berlin geboren, wo sie nach Stationen in Cajabamba (Ecuador), Mainz, Jerusalem und München auch wieder lebt, schwimmt und rudert. Sie arbeitet als freie Dramaturgin und Filmrezensentin und leitet Schreibwerkstätten. Seit 2016 betreibt sie den Blog *Meermoabit*. 2001 erhielt sie den Jugendliteraturpreis der Stadt Berlin, 2017 den ersten Preis des Literaturwettbewerbs »Hier stehe ich – Standpunkte, die bewegen« und war Stipendiatin der Bayerischen Akademie des Schreibens. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften. Im Herbst/Winter 2019 ist sie Stipendiatin der Autorenwerkstatt Prosa des LCB Berlin.
E-Mail: anke.doersam@mail.de



LESEPROBE »SCHWIMMBADROMAN«

Wir sind keine Gemeinschaft, aber wir sind viele, und wir teilen uns die frühen Stunden, die Sammelumkleiden und die Sportbahnen, und es gibt Menschen, die haben angefangen, sich zu orientieren zwischen den Schwimmern, und die wissen, welche Typen es gibt, grob, wann sie wem am besten aus dem Weg schwimmen. Das habe ich noch nicht, ich vermeide sie alle noch gleichermaßen.

Es gibt die, die Sport machen wollen. Die, die auf ihre Figur achten, die, denen der Arzt etwas geraten hat, die ehemaligen Leistungsschwimmer, die selten Kommenden mit guten Vorsätzen, oder besser: voller guter Vorsätze, sie sprudeln über und schwappen ihre Absichten in alle Teile des Umkleidebereichs. Und dann gibt es die, die eine emotionale Beziehung zu den Bädern aufgebaut haben. Solche wie mich. Ich habe damit angefangen, als ich nach Berlin kam, ich musste mich ja irgendwie orientieren. Alles hat damit angefangen, dass immer ein Bad zu hatte, meistens das, das am günstigsten lag. Inzwischen kenne ich sie alle. Aber noch nicht gut genug. Vielleicht muss ich überall nochmal hin, um wirklich zu wissen, wo ich gerne bin. Vielleicht verstehe ich dann diese Stadt. Vielleicht habe ich dann einen Grundstein, um darauf aufzubauen. Und vielleicht weiß ich dann endlich, wie es sich in dieser Stadt leben lässt, wenn ich aus einem Bad komme, das mein Bad ist, das zu meinem Bad geworden ist oder ich zu seiner Besucherin, und dann auf die Straße trete, in die Stadt, mit nassen Haaren, mit erschöpften Armen, mit einer Lunge, die über große Strecken atmen kann und selbst groß geworden ist. Mit Hunger.

Und einem Heimweg, der mir so vertraut ist, dass ich ihn immer wieder mit neuen Augen sehen kann.

Es gab einmal einen Heimweg, den ich nicht mehr sehen konnte. Ich komme vom Meer, im Land Wursten. Das geht östlich von Bremerhaven hoch ans Meer bis nach Cuxhaven, Deiche, Weiden, und dort, wo es knifflig wird für die Boote, die Wellen und das Meer, ist ein Leuchtturm. Fährt man nach Norden, steht er links, fährt man nach Süden, steht er rechts. Und sein Licht war gar nicht für mich gedacht, sondern für die Schiffe.

Im Norden ist Cuxhaven, im Süden der Hafen von Bremen, wir liegen mitten an der Straße. Ein Knoten in der Schnur zwischen den Häfen, man weiß, man ist auf der Hälfte, wenn man durchkommt. Die Häfen sind eigentlich dafür gebaut, dass man wegkommt.

Aber mit der Überlandstraße, an der die Ortschaften aufgereiht sind, kann man sie auch auf dem Landweg erreichen. Flughäfen brauchen wir nicht. Das Land, das uns umgibt, ist das Wurster Land, ein Land mit Kühen, Kartoffeln, Kohl und Obstbäume. Die sind knorrig genug, um den Wind abzuschirmen, und das Obst süß genug für den Eintopf. Wir essen hier nicht aufgeräumt, in den Eintopf gehören Pflaumen, und Äpfel an die Kartoffeln. Dass die Kartoffeln Erdäpfel heißen, ist eine südliche Erfindung, wo man sortiert ist, und Äpfel und Kartoffeln getrennt verarbeitet werden. Dann muss man sie namentlich vermutlich nicht so sehr unterscheiden. Es gibt sowieso so viele Sorten, darauf kommt es viel mehr an, wie die sich unterscheiden. Sowohl Apfelsorten als auch Kartoffelsorten. Pflaumen interessieren mich nicht so sehr.

Stadtbad Neukölln

In Neukölln gibt es feste Kacheln, die dicht an den Fußsohlen bleiben, während man die Füße abrollt. Das hilft, um nicht auszurutschen. Man muss lange Wege gehen im Bad, von der Dusche über das eine Becken durch den Zwischengang zwischen den Becken, und die Beckeneinstiege sind merkwürdigerweise auf der gegenüberliegenden Seite, so dass man noch um das ganze Becken herum muss. Aber man kann ja nicht einfach da hinein, wo es tief und noch eine runde Wand darum gebaut ist, die einen abhält.

Dort habe ich viel Zeit verbracht. Dort bin ich einmal drei Stunden lang drei Kilometer geschwommen, um mich vor einem Gespräch mit Franziska zu beruhigen.

Wir hatten zusammen Fischbrötchen verkauft, und ich war bei ihr untergekommen, nachdem ich einfach den Bus genommen und weggefahren war, aber wie genau unsere Zwischenwohnsituation aussah, war nicht geklärt. Wir waren ein gutes Team gewesen, wir hatten nebeneinander gearbeitet, nicht Hand in Hand, aber so nah in dem engen Stand, dass wir wussten, wie wir uns bewegen mussten, um nicht aneinander hängen zu bleiben. Ein wenig so wohnten wir auch jetzt. Wir hatten unterschiedliche Zeiten, an denen wir in der Wohnung waren, ich wusste nicht immer, was sie machte. Im Becken kam mir das immer zugute, instinktiv zu spüren, wo sich Körperteile von anderen befanden, hier auch, obwohl es ein ruhiges Becken war. Gerade dass es so ruhig war, machte mir meine Unruhe bewusst, sie schien eine Wärme in das Becken abzustrahlen, doppelt, an den Stellen, an denen ich wendete und wieder durch das gerade von mir berührte Wasser wieder hindurchschwamm.

Ich wusste nicht, ob ich nicht alleine durch meine Aufregung das Gespräch schon von vornherein aus dem Konzept bringen würde. Ich schwamm weiter, die Bahnen zu zählen fiel mir leichter als sonst, ich hielt mich an den Zahlen fest. Auch wenn das Becken an der Einstiegsseite so flach wurde, dass ich auf meine Ellenbogen und Knie achtgeben musste, trug mich das Wasser.

Ich versuchte, mich langsam runterzukühlen. So stelle ich mir das bei Wasser vor, das man ins Eisfach legt, als Eiswürfel oder als Tee in einer Plastikflasche, um Eistee zu machen. Erst sagen sich die Wassermoleküle gegenseitig, hm, es ist ganz schön kalt hier, bewegen wir uns mal weniger, dann fangen einzelne an, in kleinen Gruppen zusammen stehen zu bleiben, aus denen sich größere Gruppen ergeben, wo sich Gespräche ergeben, ganz organisch, hier bleibt mal jemand hängen, da löst sich eine Gruppe ab und lässt sich treiben, um woanders ein Gespräch aufzugreifen, oder angezogen von einem Lachen. Langsam wird es voller, langsam bleibt wegen der vielen Gruppen weniger Platz, um sich zu bewegen, und man rückt zusammen, und irgendwann ist die Flasche nahe am Gefrieren, eine Einheit, glänzend matt von außen, man kann einen leichten Reif abstreifen, wenn man sie aus dem Gefrierkühlfach nimmt und in den Fahrradkorb legt, um zum Plötzensee zu fahren. Und, vorausgesetzt, man legt sich auf der großen Wiese, zu der man kommt, wenn man nicht dem Hauptweg zum Strand folgt, sondern den kleineren nach links abbiegt, in den Schatten, bleibt ein Rest dieser Kühle den ganzen Nachmittag über als kleiner Pflock in der Flasche und bewegt sich beim Anheben, beim Ansatz an den Mund, und macht die Bewegungen der Schlucke mit.

So stelle ich mir das vor, wenn ich ruhiger werde. Ich mag Franziska. Ich möchte, dass sie mich mag. Ich möchte, dass sie sich gut bei mir fühlt, in meiner Gegenwart denkt, das ist gut, davon möchte ich mehr haben, das möchte ich behalten.

Bei ihr zu wohnen. Nicht alleine zu sein. Oder, doch, alleine sein, aber in ihrer Wohnung. Die Zeit in den Räumen, die sie eingerichtet hat. Ihre Entscheidungen für die Möbelstücke, die sie aufgestellt hat, die für etwas stehen, das ich nicht habe. Sie scheint etwas zu wollen. Sie scheint zu wissen, was sie braucht.

Eine Matratze auf dem Boden, Haken in der Wand, um die Jeans an den nicht herausgenommenen Gürteln daran aufzuhängen, ein kleiner Tisch, ein Standspiegel dahinter, um sich beim Üben zu sehen, ein faltbarer Stoffschränk, den sie sich eingerollt unter den Arm klemmen könnte wie einen Sonnenschirm auf dem Weg zum Strand.

Sie möchte jederzeit weiterziehen. Sie hat ein Couchsurfing-Konto, mit dem sie tatsächlich mit Leuten kommuniziert, Nachrichten austauscht, Kontakt hält wie andere bei Facebook, sie weiß, wenn sie von jemandem liest, wer mit wem wo war, wer das war. Sie hat in ihrem Kopf diese unsichtbaren Beziehungen von Leuten, und die Erinnerung an Orte, an denen sie zum Teil auch schon war, die sie überall so lassen kann, wie sie sind, da lassen. Sein lassen. So sein lassen.

Sie ist großzügig, sie braucht das nicht, jemanden zu besitzen oder eine Erinnerung, weil sie jederzeit aufbrechen könnte, nur mit dem Cellokasten, in den sie ein T-Shirt gestopft hat, um in Lagos Yoga zu machen, auch wenn es dort manchmal sehr kalt wird, wenn der Herbst zu Ende geht, oder auch manchmal am frühen Morgen, oder einfach wenn es wolkenverhangen ist, also viel weniger als das, mit dem ich hierhergekommen bin, und viel weiter weg als diese Strecke, die ich hinter mir habe, bei der das Ziel schon auf der Bushaltestelle stand, mein Blick daran hängen blieb auf diesen sechs Buchstaben, ich nicht einmal von selbst drauf kommen musste, herzufahren. Außerdem war sie ja hier. Und ich wusste ja, sie hatte gesagt, ich könnte bei ihr bleiben, jederzeit, es sei ein Zimmer frei, und sie sei auch oft gar nicht da, und dann könnte ich die Couchsurfer reinlassen.

Obwohl, das sagte sie erst später. Als ich blieb

OLGA GALICKA

»TREIBGUT«

Als jüdischer Kontingentflüchtling kommt Vera in den neunziger Jahren zusammen mit ihren Eltern nach Frankfurt. Nach einem Jahrzehnt in Berlin kehrt sie fast dreißigjährig zurück. Hier will sie nach einer Abtreibung und schweren Trennung neu anfangen und zieht bei ihrer Mutter ein, ihrem wichtigsten Bezugspunkt. Auch den Kontakt zu Arne und Meral, den besten Freunden ihrer Jugend, nimmt sie wieder auf. In den Nächten wird Vera bald in einen Sog aus beunruhigenden Träumen und Erinnerungsfetzen hineingezogen. Es geht um den frühzeitigen Tod ihres Vaters und Großvaters und die jüdische Identität der Familie, von der die Mutter kaum spricht. Und es geht um alte Wunden in der engen Freundschaft zu den beiden Männern. Auch sie reißen auf, als Vera und Meral eine romantische Beziehung beginnen. In dichter, lyrischer Sprache erzählt der Roman über das Zusammenwirken von Trauma und Gewalterfahrungen in der dritten Generation. Darüber, dass die Erinnerung an die Shoah für immer mit den Überlebenden bleiben wird. Selbst wenn niemand mehr darüber sprechen will.

OLGA GALICKA, geboren 1990 in Riga. Lebt in Frankfurt am Main und Barcelona. Studierte Film in Frankfurt, Paris und Mailand. Arbeitet als Mediengestalterin und schreibt für die Kinozeit eine Kolumne über Politik und Popkultur in zeitgenössischen visuellen Medien. Literarische und journalistische Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften. Stipendiatin des Grazer Literaturkurses 2017 und des Klagenfurter Literaturkurses 2018.
E-Mail: olga.galicka@gmail.com



LESEPROBE »TREIBGUT«

ANKUNFT

Sind später oft Bummelzug gefahren, oft auch im Winter. Saß meistens am Fenster. Im Februar steigt in Thüringen die Werra, die Felder überschwemmt, wie Flecken auf einer Landkarte, dazwischen kahle Bäume. Die Werra selbst ist dann so dreckig, wenn es kalt und dunkel wird im Februar. Hat dann etwas Apokalyptisches mit den verlassenen Gegenständen, die in ihr treiben. Ein Einkaufswagen mit blauen Tüten, ein Bobbycar, ein alter Kühlschrank. Als hätten alle fliehen müssen und bloß die Werra ist immer noch da. Allein mit dem zurückgelassenen Zeug. Umfließt es, bis es ihr Eigen wird.

Die wichtigsten Sachen habe ich vor der Tür gestapelt. Ich ziehe zurück in die Stadt meiner Kindheit. Nicht der ganzen, aber doch eines entscheidenden Teils davon. Woher man weiß, welcher entscheidend ist? Mit Ende Zwanzig also zurück in die Stadt meiner Kindheit. Habe Koffer gepackt, viele, keine Umzugskartons, nur Schuhschachteln und Reisetaschen. Kartons sind für Menschen mit strukturierter Vergangenheit. Meine Altlasten stehen sperrig im Flur.

Im ICE von Berlin nach Frankfurt sieht man schlecht auf die Landschaft. Wir rasen durch kahle Streifen, zwischen uns und dem Wald eine Membran aus dreckigem Glas und darauf scheint die Sonne. Durch das milchige Geflecht wird einem die Landschaft ganz fremd. Einmal, das war noch in der alten Heimat, bin ich als Kind von einem Stein getroffen worden. Wir sitzen in einem Zug, auf dem Weg zum Großvater, vielleicht. Damals, bevor er zu uns gezogen war nach Riga. Ich erinnere mich nicht, wie der Stein durch das Fenster hineinkommt. Ob ihn einer geworfen hatte? Weiß nur, wie er durch das Glas schlägt und ich mich wegducke. Ein Sechserabteil von Glassplittern übersät, darin nur meine Mutter und ich. Wo der Vater war? In den Splittern spiegelt sich die Sonne, um uns herum ein stilles Glitzern. Dabei ist es eben noch so laut gewesen. Das Fenster bloß noch ein Rahmen, gibt den Weg nach draußen frei. Dahinter Bäume. Ziehen an uns vorbei, fast greifbar sind sie. Doch ich strecke die Hand nicht aus, ich drehe mich um, schaue in das Abteil hinein. Sehe meine Mutter, wie sie in den Scherben steht. Weiß gleich, dass sie sich nicht wehtun kann, dass sie über dem Glas steht. Vielleicht schwebt sie sogar. Sehe auch, wie sie mich ansieht. Verstehe gleich, die Mutter ist unbezwingbar. Ich bin es nicht.

Meine Stirn ist nass. Ich fasse hin, dort ist Blut, aber doch kein Schmerz. Zumindest in der Erinnerung nicht. Beweg dich nicht, hatte die Mutter geschrien, beweg dich bloß nicht. Menschen stürmen in das Abteil hinein. Erschrecken vielleicht bei meinem Anblick. In meiner Erinnerung hat keiner von ihnen etwas gesagt. Weiß nur noch, wie der Schaffner uns in ein neues Abteil bringt. Dass er einen Verbandskasten holt. Die Mutter presst ein Pflaster auf meine Stirn. Sagt, jetzt hast du für immer einen Stern an der Stelle.

Meine Mutter hat angerufen, kurz bevor ich nach Frankfurt zurück bin. Wusste gleich, dass sie es ist. Ihr Klingeln ist immer dringlich, als reiche die Zeit nicht, als müsse alles unmittelbar gesagt sein, weil das Später niemand kennt. Sie hätte geträumt von mir, sagte sie. Ich stehe mit einem Glas Johannisbeermarmelade oder etwas anderem Dunklen in einem erleuchteten Gang. Halte das große Glas, und dann fällt es mir herunter, ganz überraschend, und sie weiß nicht, ob ich es wirklich gehalten habe, oder ob es schon immer im Begriff war zu fallen. Ich stehe unbewegt in der Lache, ganz ruhig, und sie sagt, das sei nicht schlimm, und weiß gleich, dass das vielleicht gar nicht stimmt. Dass das keine Marmelade sein kann unter mir, weil sie viel zu flüssig ist. Und die Lache macht einen immer größeren Kreis, ufert aus und wird so groß, dass bald auch sie darin steht und immer noch nicht weiß, was es ist.

Die Mutter muss immer wissen, was es ist. Sie denkt, es sei Blut oder vielleicht schwarze Tinte. Sie schreit, ich solle etwas tun, aber ich stehe bloß da, und sie erinnert sich plötzlich nicht mehr, ob sie mein Gesicht überhaupt gesehen oder nur gewusst hat, dass ich es bin und bekomme Angst vor mir. Träume sind selten ohne Bedeutung, habe ich geflüstert, fast unmerkbar, als sollte sie es vielleicht gar nicht hören. Und mich gefragt, warum sie das überhaupt erzählen musste.

Die Mutter ist keine Marmeladenesserin. Der Traum unstimmig und auch nicht meiner, aber Tage später ist er immer noch bei mir. Schleicht neben mir her, springt mir ab und an in den Weg und ich lasse mich erschrecken. Was will er mit mir? Vielleicht ja auch nichts, vielleicht sich nur herantasten und lässt auch wieder ab, wenn er merkt, dass wir nicht zusammengehören. Und doch ist vor meiner Rückkehr der Akt des durch die Stadt Gehens zunehmend schwierig geworden für mich. Wusste nie, wann ich mit dem Traum rechnen soll. Sah überall schwarze Pfützen, darin ein gesichtsloses Ich. Ich lief um sie herum und übersah sie doch zu oft. Versuchte mich abzulenken. Schlich an Häusern entlang, stellte mir vor, wer dort wohnt. Wenn man abends durch die Stadt geht, sieht jedes erleuchtete Fenster besser aus als das eigene. Will hineinsteigen in die fremde Gemütlichkeit, will ein Teil von ihr sein, will mit dem Sofa und den Menschen darauf verschmelzen.

Die Rückkehr zu beschließen, ist einfach gewesen für mich. In Berlin habe ich ein altes Ich zurückgelassen, das nur nach Berlin gehört. Ein Kind, ein ungeborenes, ist ein Teil von diesem Ich gewesen. Hier in Frankfurt wartet etwas anderes auf mich. Hatte sofort gewusst, dass ich zurück muss, als ich von dem Kind erfahren hatte. Wusste auch gleich, dass ich es nicht bekommen kann. Dem Vater des Kindes hatte ich es verschwiegen. Wusste, dass es falsch ist. Moralisch. Musste es dennoch tun. Den Vater des Kindes habe ich vielleicht geliebt. Gar sicher geliebt, wenn auch schon immer mit Vorsicht. Am Ende ist mir alles mit ihm schmerzhaft geworden. Eine erschöpfende Bewegung, die man ohne zu denken ausführt. Der Vater des Kindes wird mir nicht nachkommen, was gut ist. Er bleibt in Berlin, bei meinem alten Leben.

Ein Kind im eigenen Bauch, eine befremdliche Vorstellung. Auch, dass ich das Kind fremder Körper, der meiner Eltern, ist mir schon immer eigenartig gewesen. Wo kamen wir her, als sie mit mir die Straße zur neuen Schule gingen? Ein kleines Dorf? Oder vielmehr eine Stadt, und wir darin eine Einheit, die bald nicht mehr erwünscht war. Eine große Stadt! Und an jeder Ecke volle Mülltonnen, nicht einmal gut gekleidete Menschen finden etwas darin. Und Menschenschlangen, viele. Wir mitten darin, warten auf etwas und erinnern uns nicht. Ich kenne noch den Geruch in der Luft, wenn es Abend wurde. Wie die alten Frauen die Marktstände schließen, Töpfe und Gläser zusammenpacken, darin frische Beeren oder eingelegte Tomaten und Blumen. Blumen hat es in der Kindheit viele gegeben.

Was die Eltern gedacht haben müssen, als wir die Tage hindurch gestanden haben? Für mich ist unsere gemeinsame Vergangenheit bloß eine Andeutung, von dem, was einmal gewesen ist. Wie deutlich es für die Eltern gewesen sein muss. Meine Mutter hatte schon immer den Durchblick. Und mein Vater. Er ist gestorben in unserem ersten Jahr. Dein Vater hat seine Kindheit zwischen grauen Häusern verbracht, sagte einmal die Mutter. Jedes dem anderen gleich, endlose Reihen von ihnen und dazwischen Bäume, an denen man das eigene erkennt. Da wurde es mir ganz fremd um ihn. Will ein trauerndes Gesicht der Mutter abrufen und finde keins. Nur eines des Bedauerns vielleicht, wie sie ein Jammer oder Ähnliches sagt. Bin in Deutschland zuerst dem Vater näher gewesen. Habe am liebsten mit ihm Fangen gespielt, oder Verstecken und manchmal andere Kindereien. Sind oft spazieren gegangen, doch nur selten im Regen, das hatte er nie gemocht. Machte Ausflüchte, wurde zornig, wenn ich darauf bestand. Vielleicht hatte er auch Angst vor dem Wasser.

CAROLA GRUBER

»ALLES ÜBER ZEBRAS«

Ein Jahr nach dem Tod ihres Vaters reist Dorothea für ein Praktikum nach Namibia und begibt sich damit auf die Spuren ihres Urgroßonkels. In Namibia verliebt sie sich zum ersten Mal in eine Frau und stürzt sich mit ihr in eine leidenschaftliche Affäre. Wie im Rausch empfindet Dorothea eine bisher unbekannte Freiheit und ihr Begehren. Sie ist bereit, dafür ihr gesamtes bisheriges Leben in Deutschland hinter sich zu lassen, um neu anzufangen – wie damals ihr Urgroßonkel. Doch auch wenn alles sie zu dieser Veränderung drängt, stehen die Vergangenheiten beider Frauen dagegen, ein Kampf um ihr Ich beginnt. Ein Roman über die Frage: Wie kann man woanders wirklich ein neues Leben beginnen?

CAROLA GRUBER, geb. 1983, schreibt literarische und journalistische Texte und lehrt Kreatives Schreiben in München. Studierte Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus sowie Literaturwissenschaft in Berlin, Hildesheim und Montreal. Promovierte in Neuerer deutscher Literatur in München. Veröffentlichte die Prosabände »Alles an seinem Platz« (poetenladen, 2008) und »Stoffelhoppels Untergang« (Edition Ranis, 2012) sowie Texte in Anthologien und Zeitschriften. Erhielt mehrere literarische Stipendien und Preise, darunter den Würth-Literaturpreis (2018) und das Literaturstipendium des Freistaats Bayern (2016). E-Mail: zebra@carolagruber.de.

Foto: Bettina Siegwart



Du bist nicht verliebt, ganz sicher nicht. Das sagst du dir, während du versuchst zu schlafen. Vor dir tauchen Bilder auf, einzelne Momente. Wie sie ihre Schuhe bindet (erst die Schlaufen, dann der Knoten). Wie sie in ihrer rechten Hand einen Vogel hält und mit der linken notiert. Wie sie irritiert schaut, als du sie auf den Ex-Freund ansprichst. Wie sie »lange Geschichte« sagt, einen Schluck Kaffee trinkt und deine Frage nicht beantwortet. Wie, kurz bevor sie die Tasse ansetzt, der Blick entsteht, den du jetzt wieder vor dir hast. Wie ihre Hand auf dem Lenkrad liegt, die linke, mit der ihr alles leicht fällt, mit zwei Ringen, an Zeigefinger und Daumen. Ihre Hand auf deiner. Du siehst es vor dir, als könntest du in die Szene hineinschlüpfen. Dass es so ist, wenn du die Augen schließt: Das hat nichts zu bedeuten. Außer, dass du wenig geschlafen hast, noch nie zuvor Vögel bringst und leicht zu beeindrucken bist.

*

Du trägst das Handy nah am Körper. Die ganze Zeit. In der Hosentasche, auch wenn es aufragt. Du ziehst es heraus, drückst eine Taste, die Uhrzeit wird angezeigt, halb zwei. Du solltest endlich Mittagspause machen. Außerdem steht da: keine verpassten Anrufe, keine neue SMS. Du löst die Tastensperre, öffnest das SMS-Menü, schließt es. Du stellst das Telefon von Normal auf Laut.

Die Zeit vergeht zu langsam und zu schnell. Bei der Arbeit zu schnell: Am Vormittag hast du zu wenige Aufgaben erledigt. Zu langsam, wenn du an Chris denkst. Sie ruft nicht an. Schreibt nicht. Chris. Du fühlst einen Kloß im Hals.

Du hast dir etwas mitgebracht für die Mittagspause, könntest in der Redaktion essen, auf der Veranda hinter dem Gebäude, aber dir ist nicht danach. Du willst nach Hause, auch wenn die Praktikantenwohnung gar nicht dein Zuhause ist. Du sagst zum Single-Kollegen etwas wie »Mittagspause« und »bis zur Konferenz zurück«, eigentlich nuschelst du nur etwas und wunderst dich, dass er nicht nachfragt, sondern sogar nickt.

Du gehst durch Sand. Alles ist zu hell, zu heiß, und der Schatten zu klein, wie ein vor Hitze eingelaufenes Etwas. Du schleppst dich die Einfahrt zur Praktikantenwohnung hinauf. Schwitzt, als du ankommst. Hunger hast du noch immer nicht. Wenigstens kannst du jetzt in Ruhe weinen.

*

Die Zeit ist eine Katze. Sie stützt sich auf die Vorderpfoten, formt einen Buckel, so dass ihr Rücken immer höher und runder wird und das elastische Fell dehnt: bis zur Zimmerdecke, bis zu den Wolken, bis zum Mond und bis zum Nachbarplaneten.

Glücklich Verliebte können, wenn sie einmal die Spitze des Buckels erreicht haben und das nächste Treffen mit dem Objekt der Begierde in greifbare Nähe rückt, der gestreckten Katze mit frischem Schwung den Buckel runterrutschen, die Nase in den Wind halten und das Leben im Allgemeinen und das ihrige im Besonderen loben.

Dagegen mühen sich unglücklich Verliebte und Liebesbekümmerte im elastischen Fell ab, verstricken und verheddern sich. Nie erreichen sie die Spitze des Buckels, um ihn erleichtert hinabzurutschen.

*

Wie ein angeschossenes Tier liegst du auf der Seite. Warm und zäh wie Blut sickern Tränen aus deinen Augen, benetzen Lider, Nasenwurzel und Wangenknochen, bevor sie auf das Kopfkissen fallen und dort einziehen.

Wie konnte es so weit kommen? Du hast einen Freund in Deutschland, sagst du dir, immer wieder. Du interessierst dich nicht auf diese Weise für Frauen. Auch das wiederholst du dir. Wieso also kannst du schon wieder nicht schlafen?

*

Und dann geht es ganz schnell. Chris meldet sich bei Dir, ihr trefft Euch am Abend. Sie fragt, ob du ihr böse seist, sie habe den Eindruck, du würdest sie meiden. Du bestreitest es. Ihr kocht zusammen, du die Nudeln, sie die Sauce. Beim Abgießen fallen dir die Nudeln ins Spülbecken, dir kommen Tränen, schon wieder. Chris fragt nach, ob wirklich alles in Ordnung sei, und du schluchzt. Leise sagst du (und hoffst, dass Chris es nicht hört): »Ich mag dich.«

Chris sagt beschwichtigend, dass sie dich auch mag und du jetzt die Nudeln aus dem Ausguss nehmen solltest.

Du weinst noch mehr. Sie umarmt dich schwesterlich, und du sagst: »Ich meine es anders.«

Chris sagt nichts, und du denkst daran, dass du Felix noch nichts davon erzählt hast. Ihr telefoniert seltener in letzter Zeit. Trotzdem fühlt es sich falsch an, dass du es zuerst

Chris sagst. Du löst dich aus der Umarmung und fragst:

»Wieso hast du mich zum Essen eingeladen?«

»Weil du mir leidgetan hast?« Es klingt, als rate sie die Antwort auf eine Prüfungsfrage.

»Und wieso hast du mich auf die Farm mitgenommen?«

»Damit du was vom Land siehst?«

»Aber warum?«

»Du stellst Fragen.«

Chris umarmt dich noch einmal, aber dieses Mal ist es anders. Du bist aufgeregt, auf eine schöne Weise, und du bist sicher, dass auch Chris aufgeregt ist. Du atmest tief ein, und die Aufregung durchspült deinen Körper. Schon lange hat sich etwas nicht mehr so richtig angefühlt wie diese Umarmung. Und so falsch. Du hebst den Kopf. Ihr küsst euch.

*

Das müsste einem doch gesagt werden, im Aufklärungsunterricht: dass Frauen weicher zu küssen sind als Männer. Dass es für eine Frau deshalb schöner ist, eine Frau zu küssen. An der weichen Haut scheuern weder Kinn, Lippen noch Wangen. Du küsst und wirst nicht wund und küsst deshalb länger. Gedehte, feuchte Küsse, ein Versenken, das mit einem Mann nicht möglich wäre. Und weil die Küsse länger gehen, führen sie weiter, tiefer in das Gegenüber und tiefer in dich selbst hinein.

*

Ihr steht in der Küche, und die Küsse dehnen sich. Eure Hände liegen auf der Kleidung, suchen sich einen Weg vorbei und hindurch, umgehen eure T-Shirts und tragen euch weit weg, aus der Küche hinaus und in euch hinein. Fast hast du vergessen, wie gut es sich anfühlen kann, einen anderen Körper zu spüren. Die Frage, wieso du nach Namibia gekommen bist, hat sich aufgelöst. Alles macht Sinn. Du zweifelst an nichts.

Nach einer Weile, die ebenso gut eine Viertelstunde wie zwei Stunden gedauert haben könnte, lockert ihr die Umarmung, die aus euch ein Knäuel Mensch gemacht hat. Ihr kehrt zurück in die Küche mit dem vergilbten Schachbrettmusterboden. Die Nudeln liegen noch immer im Ausguss, ihr sammelt ihre lauwarmen Körper ein und legt sie zurück in den Topf. Chris lässt Wasser hineinlaufen und gießt es geschickt ohne Sieb ab. Sie wiederholt den Vorgang ein oder zwei Mal, dann erwärmt ihr die Nudeln mit der Sauce und setzt euch mit euren Tellern ins Wohnzimmer.

Du spürst zwar, dass du länger nichts gegessen hast, trotzdem kommt dir das Essen überflüssig vor. Du spießt ein paar Nudeln auf die Gabel, schiebst weitere auf dem Teller hin und her, und siehst Chris an. Hast Lust, dich wieder in sie zu versenken, in diesen Körper, der dir am Tisch gegenüber sitzt, beim Kauen aufschaut und fragt:

»Schmeckt's dir nicht?«

»Doch, sehr«, lügst du und bist verliebt.

BETTINA HAASE

»DÖLITZER WEG«

Ein Mietshaus in Leipzig. Elf Bewohner. Ein Investor. Im Dölitzer Weg gerät das Leben der Mieter aus den Fugen. Die angekündigte Luxussanierung wird zur gemeinsamen Herausforderung, der sich jeder am Ende alleine stellen muss. Für die einen bedeutet sie Aufbruch und Neubeginn, für die anderen den Verlust von einem Zuhause. Für eine kurze Zeit kommt es zu einer Belebung der Hausgemeinschaft, aber ohne Folgen, denn der absehbare Auszug bleibt unabwendbar. In elf Portraits vom Erdgeschoss bis zum Dachgeschoss treten uns Menschen entgegen, vom Migrantin über den Schüler, der Witwe, den Beamten bis zum Kleingärtner – eine Momentaufnahme vom Leben und Wohnen in einer wachsenden Stadt.

BETTINA HAASE (1986) hat in Leipzig studiert und arbeitet dort als Bibliothekarin in einem geisteswissenschaftlichen Forschungsinstitut. Sie hat Kolumnen für RadioBlau (Freies Radio für Leipzig) geschrieben und sowohl Kurzprosa als auch journalistische Texte in Anthologien, Magazinen und Sachbüchern veröffentlicht.

E-Mail: haasenpost@googlemail.com



LESEPROBE »DÖLITZER WEG«

Hausbesuch

Wer die immer schmaler werdende Straße bis zur Acht lief, ging zu Fuß oder nahm das Fahrrad. Wer ein Auto besaß, parkte es an den Seitenstreifen entlang der großen Hauptstraße und behalf sich für schwere Transporte bis zur Haustür mit einem Handwagen.

Wer bis zur Acht gekommen war, wohnte entweder hier, hatte eine Laube im anschließenden Kleingartenverein Zur Erholung e.V. oder suchte den ärztlichen Rat von Doktor Lohmann, der seine Hausarztpraxis im Erdgeschoss führte.

Vom Vorderhaus gelangte man via eine Durchfahrt zum Hinterhaus. Die Leuchte darin warf ein warmes Licht, das noch nicht sparen musste. Der halbrunde Lampenschirm aus Glas war oben überzogen von einer schwarzen Staubschicht. An der rechten Wand schien unter einem zweiten Farbanstrich ein Graffiti silbern hervor.

Das Hinterhaus war ein zweigeschossiger Bau mit Doppelglasfenstern und einem Putz, der noch älter war als der des Vorderhauses. Im Erdgeschoss befand sich die Werkstatt eines Holzspielzeugmachers, durch dessen Fenster eine Werkbank zu sehen war.

Der Hinterhof war traurig wie ein stillgelegter Bahnhof. Auf der einen Seite stand das Regenwasser in kleinen Mulden, auf der anderen waren Wäscheleinen über eine schmale Wiese gespannt. Sie war zu klein, um darauf Fußball zu spielen, und da kaum noch jemand Wäsche im Hof aufhängte, blieb sie ungenutztes Land.

Wer im Hinterhaus lebte, wohnte bescheiden und duldete den Ausblick auf aneinandergereihte Mülltonnen und herrenlose Fahrräder.

Zwischen Vorderhaus und Hinterhaus stand ein alter Sauerkirschbaum, der nur noch wenig Kirschen trug, als ahnte er das nahende Ende seiner fruchtbaren Jahre.

Auf ein paar der Klingelschilder sah man die Handschrift der Bewohner, die sie zuweilen überklebten und neu beschrieben. Die wechselnden Bewohner von Wohngemeinschaften wurden handschriftlich mit Kugelschreiber hinzugefügt, die Namen alt eingesessener Mieter waren noch mit der Etikettiermaschine gestanzt. Dazwischen ein Spiel serifenloser Schriftarten, die in den neunziger Jahren die elektronische Datenverarbeitung bestimmten.

Helena Lauchstädt

Das Schreiben der Hausverwaltung kam unerwartet. Da Helena aber darin geübt war, die Tragweite Unglück bringender Botschaften in Sekundenschnelle einzuschätzen, beschloss sie, dass eine Wohnungskündigung noch kein Grund sei, die Fassung zu verlieren. Sie war vielmehr ein willkommenener Grund, um weiter zu gehen, klaglos und leise, genau wie sie gekommen war.

Helena hatte die Willensstärke ihrer Mutter, einer Frau, die genau darauf achtete, dass der Schnittlauch in Röllchen zu je zwei Millimetern geschnitten wurde, und die noch auf ihrem Sterbebett die Kinder daran erinnerte, den Hund rauszulassen und die Geranien vor dem ersten Frost in den Keller zu bringen. Sie starb an Lungenkrebs, ohne je eine Zigarette geraucht zu haben.

Helena beerdigte ihre Mutter an einem kalten Oktobertag. Die Sonne schien, und ein kräftiger Wind zog aus Osten. Helena stand neben dem Grab, und das ganze Dorf kondolierte, gab ihr die Hand oder klopfte auf ihre Schulter. Erst hatten sie über Jahre geschwiegen und sich nie zu fragen getraut, und jetzt fassten sie Helena einfach an. Danach schwiegen sie wieder. Sie stand da wie eine Säule, schaute aus offenen Augen, die rot, aber nicht verweint schienen, und nahm Beileidsbekundungen freundlich und zugewandt entgegen. Ihre Freundin Miriam sagte nichts. Sie umarmten sich lang und fest, und Helena fragte: Hast du Kippen dabei?

Helena sagte, Beerdigungen sind für die Lebenden, und bestellte am Abend zwei Gläser Grappa für sich und Miriam. Sie tranken auf die Mutter und auf das Leben. Mit Miriam konnte sie trauern, weil sie die Trauer und das Gespräch über die Toten zuließ, weil sie die Toten in ihrem Leben behielt, sie einrahmte und neben die Bilder der Lebenden stellte, so dass sie ein Teil ihrer Welt blieben. Mit Helena konnte sie unter dem Sternenhimmel stehen und Scotch und Whiskey in Gedenken an die Toten trinken, sie durfte ihre Namen nennen und brauchte keine peinliche Stille oder plötzlich aufziehende Schwere zu befürchten. Helena konnte Fassung bewahren, wo andere längst schon wimmerten. Helena weinte auch, aber hinter verschlossenen Türen. Vielleicht war auch ihre unbändige Wut ein Weinen, und Helena wütete oft, aber so schnell, wie sie wütete, so schnell lachte sie auch wieder, und auch ihr Lachen war unbändig – etwas, das sich nicht fassen ließ.

Helena und Miriam sahen sich ein Dreivierteljahr später an Pfingsten wieder. Sie verbrachten die freien Tage in einer kleinen Hütte ohne fließend Wasser am See. Das Wasser holten sie in großen Kanistern und wuschen sich aus Plastikschüsseln. Es gab eine Schüssel für das Geschirr und eine Schüssel für den Körper. Helena kochte Wasser, wusch Miriam die Haare und kraulte ihr dabei lange den Kopf. Sie suchten im Wald nach Brennholz, holten im Dorf Brot und Bier. Auf dem Rückweg reichte ihnen der Nachbar zehn Paar Knacker und ein Stück geräucherte Lende über den Jägerzaun. Sind von Uschi, waren noch übrig, frohe Pfingsten.

Helena sagte: Nichts ist trauriger als der Anblick purpurfarbener Pfingstrosen, die verblühen und ihre samtenen Blätter verschwenderisch fallen lassen, eine rote Spur über Butterfass, Teller und Boden ziehen, und an einem Sonntagmorgen im Mai auf dem Küchentisch die geballte Vergänglichkeit zur Geltung bringen. Weder die weißen Margeriten noch der zart gelb blühende Frauenmantel, keine Taglilie und keine Iris, nichts und niemand kann so traurig schmerzvoll verblühen wie eine Pfingstrose.

Helena liebte Pfingstrosen. Sie las in einer Gartenzeitschrift und sagte, über Pfingstrosen zu lesen, das beruhigt mich irgendwie. In der Gartenzeitschrift hatte schon ihre Mutter gelesen, lang bevor sie die Diagnose bekam.

Drei Jahre später lag Helena in der kleinen Hütte am See, las über Pfingstrosen und dachte an ihre Mutter, die zwei Meter tief in der Erde lag. Helena sagte, ich darf da gar nicht dran denken. Niemand wollte daran denken, wie das ist, wenn man Stiefmütterchen und Buchsbaum darauf pflanzt, wenn man wie erstarrt vor diesem Grab steht und schreien will und nicht darf. Porphyry, Sandstein oder doch Granit? Niemand wollte wissen, wie das ist, den Schrank auszuräumen, wo der Duft der Mutter noch an jedem Kleid hängt und der letzte Spitzen-BH fünfzig Euro gekostet hat, den sie kaufte, zwei Monate, bevor sie starb, und vielleicht nur einmal getragen hat. Wen sollte Helena jetzt anrufen, um zu fragen, wie lang das Kaninchen in Buttermilch liegen muss, bevor es in den Ofen kommt? Wer kaufte echtes Schleifenband, um ihre Geburtstagsgeschenke damit zuzubinden, wer dachte überhaupt an ihren Geburtstag und an Geschenke und daran, ihr einen Moment lang die Hände zu halten oder ihren Kopf an eine weiche Brust zu drücken?

Miriam schürte das Feuer, und Helena zog ihre Lippen nach. Sie öffnete zwei Flaschen Bier und begann zu singen. *In darkness let me dwell*. Sie mochte Dowland. Helena liebte es zu singen, und wenn sie nicht gerade sang, dann fluchte sie und dann lachte sie wieder, und manchmal war Miriam ganz verwirrt von diesem ganzen Durcheinander an Gefühlen, aber Helena selbst war es nicht weniger.

JANINA HECHT

»WIR OHNE WASSER«

Ein Sommertag, an dem Balkonkästen bepflanzt werden, eine Radtour zum See, eine Autoreise nach Italien – in kurzen Szenen wird das Leben einer Familie erzählt. Doch die Alltäglichkeit verbirgt etwas: Der Vater ist alkoholkrank und neigt zu Gewaltausbrüchen, immer wieder nehmen Situationen unabsehbare Verläufe. Die Mutter und die beiden Kinder sind seinen Stimmungen zunehmend ausgeliefert, nur die ältere Tochter, die Ich-Erzählerin, rebelliert. Über einen Zeitraum von zwanzig Jahren beobachtet sie, wie die Familie das Gleichgewicht verliert, bis der Vater schließlich an den Folgen seiner Sucht stirbt. Ihre Betrachtungen sind der Versuch, eine Haltung zu den Geschehnissen zu finden.

JANINA HECHT, geboren 1983; Studium der Germanistik, anschließend Lektoratsarbeit in wissenschaftlichen Verlagen und an der Universität. Seit 2016 Studium der Psychologie, dazwischen Auslandsaufenthalte, u.a. in Tunesien, Syrien, Türkei. Erste Veröffentlichungen in Zeitschriften. 2016 Stipendiatin der Bayerischen Akademie des Schreibens, 2019 Stipendiatin des Förderkreises deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg. Sie lebt mit ihrer Familie in Karlsruhe.
E-Mail: janina.hecht@posteo.de



LESEPROBE »WIR OHNE WASSER«

Türen

Ich erwache im Dunkeln von einem Geräusch, das ich nicht zuordnen kann. Eine Tür fällt zu, weit entfernt die Stimme meiner Mutter. Ich kann noch nicht lange geschlafen haben, der Wecker zeigt eine Stunde vor Mitternacht.

Ich schlage die Bettdecke zurück und laufe durch mein Zimmer, ich öffne die Tür, ich kann nichts hören, dann ruft meine Mutter laut nein. Ich ziehe mir Socken an und gehe die Treppe hinab, vor der Terrassentür stehen meine Eltern, sie sehen mich nicht, mein Vater trägt nur eine Unterhose und ein T-Shirt, er muss gerade aus dem Bett gekommen sein.

Meine Mutter versucht, die Tür zu öffnen, mein Vater hindert sie daran, er hält sie an beiden Armen fest, sie versucht, sich zu befreien.

Was ist los, rufe ich.

Meine Eltern drehen sich um.

Geh ins Bett, sagt meine Mutter.

Ich sehe durch das verschwommene Glas der Tür, dass jemand draußen steht.

Was ist los, frage ich nochmal.

Geh ins Bett, sagt jetzt mein Vater.

Wo ist Manuel, frage ich.

Er ist selbst schuld, sagt mein Vater und geht einen Schritt auf mich zu.

Meine Mutter öffnet die Terrassentür, draußen steht Manuel in seinem blauen Frotteeschlafanzug und weint.

Komm rein, sage ich.

Nein, schreit mein Vater, er will nicht hören, er bleibt draußen.

Ich gehe auf meinen Vater zu, mein Herz klopft in meinem ganzen Körper.

Ich sage, dass ich ihn jetzt reinhole.

Mein Vater holt mit der Hand aus und gibt mir eine Ohrfeige, meine Wange brennt, mein Kopf wird ganz warm. Meine Arme zittern. Mit Kraft schubse ich meinen Vater weg und öffne die Tür, ich schlüpfe zu Manuel nach draußen. Die Tür wird wieder zugeschlagen.

Manuel blickt mich ratlos an, ihm laufen Tränen die Wangen hinunter.

Mir ist kalt, sagt er.

Ich kann sehen, dass er Angst hat.

Ich sage ihm, dass wir jetzt wieder reingehen werden.

Manuel trägt keine Socken, er steht barfuß vor mir, mit dem rechten Fuß in einer kleinen Pfütze.

Du hast ja nicht mal Schuhe an.

Ich frage ihn, was passiert ist, und er erzählt aufgeregt, dass er Hunger hatte und sich ein Brot schmieren wollte, wie das Brotmesser herunterfiel und wie davon unser Vater aufgewacht ist.

Die Tür wird von innen geöffnet, mein Vater mustert mich, er sagt, er lässt sich das von mir nicht bieten.

Meine Mutter sitzt am Boden in der Ecke, sie hat die Beine angewinkelt und hält ihre Knie mit den Armen umschlungen, sie weint.

Ich nehme Manuel an der Hand und ziehe ihn ins Haus, mein Vater geht hinter uns her durch den Flur. Vor der Treppe hält mein Vater mich fest und dreht mich um, er hat ein kleines Küchenmesser in der Hand. Ich weiß nicht, ob er es vorher schon hatte, ob er es aus der Küche geholt hat oder es einfach auf dem Fenstersims lag. Manuels Hand löst sich, er geht weg, ich höre Geräusche aus der Küche. Ich werde plötzlich ganz ruhig, ein großer Ballon breitet sich in mir aus, ich kann meinen Atem hören.

Ich habe keine Angst vor dir, sage ich, und tief in meinem Bauch merke ich, dass das stimmt.

Mein Vater mustert mich, als würde er nicht wissen, was er tun soll. Manuel kommt zurück, er hat jetzt auch ein Messer.

Legt das weg, meine Mutter steht plötzlich da und schreit, legt das sofort weg.

Sie nimmt meinem Vater das Messer aus der Hand, mein Bruder gibt ihr seines. Sie verlässt den Flur, ihr spinnt doch, schreit sie.

Mein Vater schwankt, er geht einen Schritt zurück, er blickt mich an, er sieht ganz leer aus.

Ich sage, dass er uns endlich in Ruhe lassen soll.

Er weicht weiter zurück, ich gehe auf ihn zu, wir schauen uns an, eine kurze Zeit passiert nichts, meine Augen fühlen sich feucht an und meine Nase läuft, mein Vater hebt seine Hand und versucht, mich zu treffen, aber ich bin schneller, ich sehe seine Bewegung, bevor sie da ist, ich komme ihm zuvor, ich nehme meinen Arm hoch, ich schlage in seine Richtung, er weicht weiter zurück. Ich gehe wieder zur Treppe, er steht plötzlich hinter mir, Manuel und ich drehen uns um, fast gleichzeitig. Manuel holt mit der Faust aus, er trifft das Gesicht meines Vaters in der Mitte. Mein Vater brüllt auf, er blickt uns mit aufgerissenen Augen an.

Lass uns endlich in Ruhe, sagt Manuel.

Mein Vater fasst sich an die Nase, es läuft Blut heraus.

Meine Mutter eilt mit einem Taschentuch zu ihm, er nimmt es ihr aus der Hand und hält es sich vor die Nase, er legt seinen Kopf nach hinten.

Manuel bleibt einen Moment stehen, wie angewurzelt. Ich nehme ihn an der Hand, wir rennen zur Treppe und hoch in mein Zimmer, wir schließen die Tür, ich nehme den Schlüssel vom Regal und verschließe das Schloss von innen.

Wieder bleibt Manuel regungslos stehen.

Manuel, was ist los.

Er sagt nichts. Ich höre die beiden unten schreien, ich kann ihre Worte nicht verstehen.

Mein Vater kommt die Treppen rauf, schwere Schritte, die Stufen knarzen.

Er sagt, macht auf, verdammt, und schlägt gegen die Tür.

Nein, sage ich, wir bleiben hier drin, du kannst da draußen verrecken.

Irgendwann müsst ihr rauskommen, ruft er.

Manuel zittert, ich nehme ihn in den Arm.

Das wird schon, sage ich, er kann nicht die ganze Nacht da stehen.

Mein Vater hämmert noch ein paar Mal gegen die Tür, dann wird es leise, irgendwann geht er die Treppe hinunter.

Ich muss nach Mama schauen, sage ich.
Nein, bleib hier, ich will nicht allein sein.
Ich lege mein Ohr an die Tür, ich höre nichts mehr.
Er ist wieder ins Bett gegangen, sagt Manuel.
Wir setzen uns auf den Boden.
Du hast ihn geschlagen. Ich lächle Manuel an, seine blonden Haare stehen ab, er scheint plötzlich viel größer zu sein. Ich frage ihn, ob er bei mir schlafen möchte.
Eigentlich lieber drüben, sagt er.
Ich bring dich nachher.
Meine Finger tun weh, sagt er.
Ich nehme seine Hand in meine, sie ist verkratzt, die Fingerknöchel sind rot.
Übel, sage ich.
Er zuckt mit den Schultern und sagt, dass er noch immer Hunger hat. Ich muss lachen.
Ok, ich bring dich rüber, und dann mach ich dir ein Brot.
Wir öffnen die Tür und schleichen in sein Zimmer. Der Schlüssel steckt von innen.
Manuel hat Angst, dass er es alleine nicht aufbekommt.
Ich schließ dich von außen ein. Und zieh dir noch Socken an, damit deine Füße wieder warm werden, sage ich.
Manuel geht hinein und gibt mir den Schlüssel. Ich schließe ihn ein und schleiche die Treppe hinunter, unten höre ich keine Geräusche. Auf der Arbeitsplatte in der Küche steht ein Teller mit einem dick gestrichenen Nutellabrot, unangetastet. Ich schnappe den Teller, dann kommt meine Mutter herein, sie fragt mich, was ich mache.
Ich sage, dass ich Manuel etwas zu essen bringe.
Warum musste er das ausgerechnet jetzt machen, flüstert sie.
Mama, er hatte Hunger, das ist alles.
Was ihr heute getan habt, wird alles schwerer machen, wer weiß, was morgen passiert.
Mama, wir haben uns nur gewehrt.
Er hat aus der Nase geblutet, sagt sie.
Ich winke ab. Wir haben uns nur gewehrt, Mama.
Sie sagt, dass Manuel noch Zähne putzen soll, wenn er gegessen hat. Ich lasse sie im Flur stehen und schleiche die Treppe hoch zu Manuels Zimmer, ich öffne die Tür und reiche ihm sein Brot.
Manuel strahlt, er fragt, was Mama gesagt hat.
Sie wünscht dir eine gute Nacht.
Ich lege meine Hand auf seine Schulter, schlaf gut, sage ich.
Dann schließe ich die Tür, drehe den Schlüssel im Schloss und gehe zurück in mein Zimmer. Unter der Decke fällt mir auf, dass nur dreiundfünfzig Minuten vergangen sind, ich ziehe meine Socken wieder aus, sie sind feucht, meine Zehen sind schrumpelig.

LEAH HENTZSCHEL

»POMMES UND NUR PHASENWEISE HEITERKEIT«

Elis Universum und einzige Konstante im Leben ist die Eishalle, in der sie an der Pommesbude arbeitet. Dort gibt es Karim, mit dem sie Kreuzworträtsel löst und der ihr die Hände wärmt und Philipp, den Neuen, der die Schlittschuhe verleiht und mit dem sie sich ab und zu Pommes teilt. Außerhalb der Eishalle ist alles schwer zu greifen: Tom, ihr Freund, den es eben einfach so gibt, und Valasía, Elis neue Mitbewohnerin, mit der sie sich ihrer Meinung nach beängstigend schnell anfreundet. Als Heiner, der DJ der Eishalle, der irgendwie immer alles zusammen gehalten hat, plötzlich stirbt und dann auch noch ihr Vater wieder Teil ihres Lebens sein will, gerät ihre Welt plötzlich auch in der Eishalle aus den Fugen.

LEAH HENTZSCHEL, 1995 in Bamberg geboren, studiert Germanistik, Pädagogik und Europäische Ethnologie. 2015/16 war sie Stipendiatin der Bayerischen Akademie des Schreibens, 2017/18 studierte und lebte sie in Thessaloniki. Sie hat Kurzgeschichten in Anthologien veröffentlicht und das »fortississimo«, eine Edition mit Texten von Jungautoren mit herausgegeben.
E-Mail: leah.hentschel@online.de



Als ich in der Eishalle ankomme, steigt mir der vertraute Geruch von gammeligem Frittierfett in die Nase. Der Neue, der seit ein paar Tagen hier herumschleicht, freut sich meiner Meinung nach etwas zu sehr, mich zu sehen. Ich weiß nicht, in wie fern mein Verhalten ihm zu suggerieren scheint, wir hätten überhaupt irgendeine Art von zwischenmenschlichem Verhältnis. Trotzdem bedenke ich ihn mit einem Lächeln, das Dinge im Unklaren lässt.

Derweil wird der dröhnende Bass in meinem Kopf leiser und der arme Junge versucht, gleichermaßen irritiert und nervös, mit einer Hand einen nachzügeln den Pubertäts-Pickel unter seiner Lippe zu verdecken.

Die Brösel fremder Menschen auf der Theke, die ich gestern eigenhändig nicht weggewischt hatte, widern mich heute nur noch mehr an. Ich wische sie von der metallenen Oberfläche und zähle das Kleingeld in der Kasse, vergesse die Zahlen sofort und es ist mir egal. Ein paar Euros stecke ich mir in die hintere Hosentasche, weil es mir irgendwie zu steht.

Der Boden ist rutschig hinter der Theke und überzogen von einer Fettschicht, auf der ich die drei Meter bis zur Fritteuse schliddern kann. Seit Ewigkeiten arbeite ich am Pommes-Stand im Eisstadion - Beweis dafür ist der Geruch nach Fritteuse, der an mir klebt wie die neugierigen Blicke des Neuen - und versuche damit meine Zeit zu füllen, aber das Gefühl bleibt: die Zeit wird immer unwirklicher, nur manchmal verschiebt sich das Raum-Zeit-Gefüge in Richtung Realität zurück.

Es widert mich an. Ich binde mir die Schürze um die Hüfte. Ein weißer, eingetrockneter Fleck klebt in Höhe meines Oberschenkels, ich weiß was es ist. Ich werde den Fleck wohl da lassen. Eine ironische Stimme in meinem Kopf sagt »mit Gallseife kriegst du das raus« und ich finde es komisch, dass ich erst an Sperma und dann an meine Großmutter denke, aber dann scheint es mir doch eine recht logische Assoziation. Es widert mich an, aber ich fühle mich wohl hier und dann, wenn mich alles anwidert.

Aus den Lautsprechern tönt einer von diesen Songs, von denen alle denken, es wäre ein Liebeslied, dabei geht es offensichtlich um Sex und sonst gar nichts.

»Uuuuund das war ein Lied von Paul für seine Freundin Charlie, die zwei hatten hier ihren ersten Kuss, sehr romantisch, freut mich für euch zwei, ich hoffe ihr habt Spaß und falls ihr euch auch ein Lied wünschen wollt kommt einfach hoch zu Heiner, der spielt euch alles, was das Herz begehrt, der Heiner, das bin nämlich ich!«, ruft Heiner in das hallende Mikrofon.

Ich murmele, »Oh Mann, Heiner.«

Obwohl es wohlwollend gemeint ist, kommt es etwas abfälliger raus, als erwartet.

Ich kann mit Heiners Enthusiasmus nicht viel anfangen, und bin mir außerdem ziemlich sicher, dass Paul und Charlie in Wirklichkeit er und Olga sind, die immer noch versuchen, ihre Affäre, oder was man eben hat, wenn man Heiner heißt, zu verheimlichen.

Hat zum Glück keiner gehört, denke ich, als der Neue plötzlich sagt: »Was?«, weil er echt plötzlich vor der Theke steht und bestimmt gleich irgendwas über die Eishalle wissen will, von dem wir beide wissen, dass er es bereits weiß, und es nur eine lächerliche Ausrede ist, um mit mir zu sprechen.

Ich fühle mich immens in meiner Privatsphäre gestört.

»Ähm, nur so«, antworte ich.

»Wie meinst du?«, fragt er mich und freut sich, dass wir uns schon fast unterhalten.

Ich ziehe gerade einen Tetrapack aus dem Papiermüll unter der Theke, weil ich finde nur dumme Menschen können den Müll nicht trennen, richte mich auf, hole Luft und setze an um wirklich zu antworten. Nachdem ich zwei Sekunden so verweile, entscheide ich dann aber, dass es mir doch zu blöd ist, jemandem, der in einer Woche wahrscheinlich kündigt, zu erklären, dass Heiner jede Woche aufs Neue versucht, »Heiners Disco-Night« zu etablieren, und dass mich aufdringliche gute Laune halt generell nervt. Weil

ich den Typen also sowieso nie wieder sehen werde, wird es doch nur ein »ach passt schon«, und er schaut mich ratlos an.

Nach einigen Sekunden, in denen er Abzuwägen scheint, ob er mich überhaupt ernst nehmen kann, gibt er etwas von sich, dass wohl ein Lücken füllendes Lachen sein soll.

»Was ist jetzt so lustig?«, frage ich gereizt und weiß diesmal nicht mal, ob ich gemein klingen will, aber der Neue wird rot, so rot, dass er mir fast Leid tut. Bevor ich irgendetwas leicht mitleidig Klingendes zu ihm sagen kann, ist er bereits wieder weg, und ich muss ein paar Daunenjacken-Mädchen Pommes rot-weiß machen. Man hätte meine Frage bestimmt auch als netten Smalltalk interpretieren können, denke ich genervt.

»Die Fritteuse braucht noch kurz«, sage ich zu den Mädchen, und als eine von ihnen genervt aufstöhnt, würde ich sie gern am Haarschopf packen, ihr Gesicht unter den Ketchup-Spender halten und den Hebel runterdrücken, immer abwechselnd hin und her zwischen Ketchup, Senf und Mayonnaise, Ketchup, Senf und Mayonnaise, bis ihr das überall rein und wieder rausläuft und sich alle vor ihr ekeln, ganz besonders sie selbst. Aber ich mache die Pommes, und spucke nicht mal dazwischen.

Habe ich nur einmal gemacht, als ein alter Sack gesagt hat, »Schade, dass deine Tüten nicht so groß sind wie die Pommestüten.«

Danach hatte ich den ganzen Tag ein schlechtes Gewissen, im Prinzip hat er ja Recht, meine Tüten sind nicht so groß wie die Pommestüten. Am Abend fand ich es zugegebenermaßen sogar ziemlich witzig, aber als ich es Tom erzählt habe, fand der das natürlich gar nicht witzig, er ist sogar richtig aggressiv geworden und hat gesagt, »Wenn er dem mal begegnet, dann..« und seinen Satz nicht zu Ende geführt, so wie Männer das dauernd machen.

Jedenfalls mache ich den Daunenjacken ihre blöden Pommes, und merke, dass mir ziemlich schlecht wird. Ich fühle mich von allen beobachtet, während ich an der Tribüne neben der Bande vorbei zu den Klos hetze. Ich versuche ganz normal an dem Neuen vorbei zu gehen, der bestimmt schon darauf wartet mir mit perverser Freude die Haare zu halten. Ich weiß, dass Heiner von seinem DJ-Pult oben alles und jeden analysiert, weil sein eigener Job, trotz »Heiners Disco-Night«, viel zu einsam und langweilig ist, und es einem später dann vorhält.

Auf der Kundentoilette bin ich allein. Vor der Schüssel hockend kommt nichts, obwohl mein Körper um Erlösung bettelt, also stecke ich mir den Finger so tief in den Hals, dass ich mich selbst ekelhaft finde, was irgendwie Sinn der Sache ist. Drei Anläufe, bis erst saure Spucke an meinem Handgelenk vorbeiläuft, dann ein durchsichtiger Schwall, Gin Tonic, billiger Wodka und etwas, von dem ich nicht mehr weiß was es ist und vielleicht nie wusste. Lautlos kotze ich bis ich leer bin. Ich muss dreimal spülen, ich wasche mir die Hände ohne Seife und spritze mir kaltes Wasser ins eisblasse Gesicht. In den Spiegel schaue ich nur flüchtig, sonst werde ich daran erinnert, dass das ich bin, die da gerade total penetrant ekelhaft ist.

Wieder draußen erkundigt sich niemand, ob alles okay ist. Auf dem Weg zurück treffe ich Karim, Karim, der sich um die Finanzen kümmert und dauernd irgendetwas reparieren muss, Karim, der außerdem mein Lieblingskanacke ist, echt jetzt, hat er selbst gesagt.

»Als Kanacke kannst du machen was du willst, die Leute finden dich schon im Vorhinein irgendwie asi und liebenswürdig zu gleich«, hat er einmal gemeint, und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass das stimmt, weil die Besucher ihn immer ansehen wie einen Hundewelpen mit drei Beinen und manchmal sogar fragen, warum er denn in der Eishalle arbeitet, wenn er doch aus so einem warmen Land kommt. Die sind so krass! Karim ist 35, und ich glaube, er ist schon immer hier, aber er trägt gerne Gürtel mit großen Schnallen und sein Hemd zu weit offen, so dass man die schwarzen Haare auf seiner Brust sehen kann.

»Hey Hübsche«, sagt Karim, hebt seine Hand, so dass ich einschlagen kann, und dann schlägt er mir stattdessen auf den Hintern. Ich grinse und rufe: »Scheißkanacke«!

FILIZ PENZKOFER

»HARAM ODER DER BESUCH DER ALTEN DAME«

Als die Alte von oben tot aufgefunden wird, stehen die an einer Angststörung leidende Rabea, die schwarze Magierin Charlotte und der aus Aleppo geflüchtete Universitätsdozent Musti vor einem Problem; bestimmt wird man sie, die Außenseiter aus dem »Betreuten Wohnen Hermannplatz e.V.« als erstes verdächtigen. Vor allem, nachdem die Alte gerade noch damit gedroht hat, sie hinauswerfen zu lassen. Da hilft nur eines: Gegen innere Ängste und Zwänge ankämpfen, so gut das eben geht, und zusammenhalten! Nachdem Charlottes Vorhaben, die Alte wieder zum Leben zu erwecken, misslingt, wobei die ganze Wohnung mit reichlich Fingerabdrücken versehen wurde, folgt Plan B: Die Leiche muss beseitigt werden... Aber auch hier läuft es alles andere als geschmiert. Das irrwitzige Unterfangen gerät völlig außer Rand und Band. »Haram oder Der Besuch der alten Dame« erzählt von der beginnenden Freundschaft dreier Außenseiter, die feststellen, dass sich die Welt gemeinsam um einiges leichter aushalten lässt als allein.

FILIZ PENZKOFER, geboren 1985 in München, studierte Germanistik, Journalismus und Turkologie in Bamberg und Ankara. Sie hatte eine Kurzgeschichtenkolumne beim Bayerischen Rundfunk und ist nun für den türkischen YouTube-Kanal der Deutschen Welle tätig. Sie erhielt ein Stipendium der Bayerischen Akademie des Schreibens und gewann für ihre Kurzgeschichten mehrere Preise, unter anderem die On3-Lesereihe des Bayerischen Rundfunks. Filiz Penzkofer lebt und arbeitet in Berlin.
E-Mail: mail.penzkofer@gmail.com



LESEPROBE »HARAM ODER DER BESUCH DER ALTEN DAME«

Musti starrt abwechselnd von dem Hund, der vor der Wohnungstür im Flur hockt und an seinen Schuhen kaut, zu der alten Nachbarin, die brüllend vor ihm steht. Auf solche Situationen bereitet einen der Deutschkurs wirklich nicht vor.

»Wie bitte?«, fragt er vorsichtig in eine Atempause hinein.

Die Nachbarin schnaubt auf. Den nächsten Satz spricht sie langgezogen und überakzentuiert. »Ich werde dafür sorgen, dass euch die Hausverwaltung aus diesem Haus herausschmeißen wird! Ihr Dreckschweine!« Dann wirft sie die Tür so laut ins Schloss, dass die Halogenbirnen an der Decke erbeben.

Eine der Lampen flackert auf. Ein knisterndes Plopp, und der Flur verdunkelt sich um eine Nuance.

»Allah! Allah!«, jammert Musti.

Rabea bleibt eine Weile regungslos an ihrer Zimmertür stehen, reißt sie dann auf und schießt aus dem Zimmer zu Musti, der immer noch an der Tür verharret.

»Was hat sie gesagt!?«, brüllt Rabea. »Wirklich? Sie will uns rauswerfen?!«

»Ja.« Musti nickt erschüttert mit dem Kopf. »Und sie hat Schwein zu mir gesagt!«

Rabea sieht nach oben und bemerkt, dass eine Lampe leblos an der Deckenschiene hängt. Es ist die erste! Ausgerechnet. Das kann kein gutes Zeichen sein. Es gibt drei Lampen, stellvertretend für die Bewohner des Betreuten Wohnens. Von vorne nach hinten abgezählt (angefangen von der Haustürseite) steht das erste Licht für sie, weil sie das erste Zimmer bewohnt. Das zweite für Charlotte im mittleren Zimmer. Und das dritte für Musti, dessen Zimmer sich am Ende des Gangs befindet.

Ein erloschenes Licht. Um diese Symbolik zu verstehen, muss man keine Hellseherin sein! Es ist sonnenklar: In dem Moment, in dem Frau Krause das Betreute Wohnen betreten hat, ist es ausgegangen. Ausgerechnet Rabeas Licht! Das kann nur eines bedeuten: Sie ist in allergrößter Gefahr! Dabei hat sie doch langsam so etwas wie Sicherheit gefühlt, wenn sie die Treppen nach oben gestiegen und vor der braunlackierten Tür des Betreuten Wohnens stehen geblieben ist. Sie mag sogar den Geruch, der ihr dort an der Türschwelle entgegenschlägt, das Gemisch aus Räucherstäbchen, Waschpulver, stickiger Luft, warmer Butter, Reis und Tabak. Nach und nach hat sie nicht mehr bei jedem Geräusch auf dem Gang nach dem Pfefferspray greifen müssen. Die Anwesenheit ihrer Mitbewohner lässt sich noch immer besser ertragen, als die bedrohliche Leere eines Einzelappartements.

In den vier Monaten, die sie hier lebte, ist der Hermannplatz ihr Zuhause geworden. Wieder ohne Zuhause zu sein, das wird sie nicht aushalten.

Der Boden vor ihr beginnt zu schaukeln. Rabea stützt sich mit einer Hand an der Wand ab, die Finger abgespreizt, der Handteller platt auf dem kühlen Rigips. »Denken Sie in Momenten der Panik an etwas Schönes«, hat die Psychologin ihr geraten, »schaffen Sie sich Ihr eigenes Kraftfeld. Etwas, das Sie stärkt.« Die Psychologin hatte das Meer vorgeschlagen, eine Blumenwiese, und als das Schöne nicht geholfen hatte, einen Bunker voller Soldaten und Kalaschnikows. Rabea hatte aus einem Teil ihrer Gedanken einen Kriegswall gebaut, der sie vor einem anderen Teil ihrer Gedanken beschützen sollte. Sie hatte geladen und geschossen und Blut spritzen lassen und nachgeladen.

Etwas schleudert durch die Luft. Knochen zersplittern am Boden. Charlotte hält ihren Arm über den Kopf gestreckt, die Hände in den Stulpen hängen schlaff nach unten. »Verdammt!«, flucht sie. Dann rafft sie ihren schwarzen Umhang zusammen und bückt sich, um die Knochenreste einzusammeln und in eine Plastiktüte zu werfen. Die Hexen früher, vor der Massentierhaltung, hatten es definitiv einfacher. Damals waren die Hühner noch gesund, pickten nach eiweißhaltigen Würmern und bewegten sich an der frischen Luft. Heute haben sie alle Osteoporose. Ihre Knochen halten keinem Wurf mehr stand. Blöderweise braucht man die Knochen für fast jedes Ritual. Verbannungsflüche, Liebeszauber, Zukunftsprognosen, immer werden diese verdamnten Knochen geworfen. Charlotte hat noch nie verstanden, warum das ausgerechnet Hühnerknochen sein müssen. In der Mongolei können die Magier ja auch die Fersenknöchel von Schafen hernehmen. Würde sie mal interessieren, was die für Bücher benutzen. Das Schwarze Buch der Magie jedenfalls nicht. Darin wird so getan, als ob nur Hühner Knochen hätten. Meistens kauft Charlotte die Tiere im vietnamesischen Supermarkt um die Ecke, bei Sonderangeboten nimmt sie gleich mehrere auf einmal und friert sie ein. Wenn sie neue Knochen braucht, kocht sie ein Huhn so lange aus, bis das Fleisch von allein abfällt. Den Rest muss sie von den Knochen fieseln. Danach muss das Ganze noch gewaschen und trockengerieben werden. Eine Menge Arbeit nur für ein Werfen.

Drei Reserveknochen hat sie noch. Sie reibt die Teile gegeneinander, als ob sie Messer wetzen wollte. Das aktiviert ihr Prophezeiungsvermögen. Und dann der zweite Anlauf. Mit einem Schrei schleudert Charlotte die Knochen in die Mitte des Zimmers und starrt auf das Ergebnis. »So eine verfluchte Kackscheiße!« Dass wirklich alle Knochen brechen, das ist ihr noch nie passiert. Das Ritual kann sie jetzt erstmal knicken. Ihre Zukunftsprognose kriegt sie aber auch ohne hin: Der Tag heute wird so richtig zum Kotzen! Sie wird schon wieder in die Küche müssen, um Hühnerknochen abzukochen.

»What the fuck?« Mit finsterem Blick stellt Charlotte die Tüte mit den Knochenabfällen ab und beobachtet die armselige Performance, die sich vor ihr im Wohnungsflur abspielt: Der eine steht da wie festgewurzelt, die andere krächzt wie ein sterbender Vogel und flattert mit den Armen. Unter der weiten Kapuze des Umhangs heben sich für einen Moment Charlottes schwarze, sichelförmige Augenbrauen. »Was zum Teufel geht hier vor?«

Musti schreckt auf. »Ich habe nichts gemacht. Passwort!«

»Passwort?«

»Ehrenwort meine ich. Entschuldige mein Deutsch.«

»Die Krause hat etwas gegen uns in der Hand!«, murmelt Rabea und lässt langsam die Arme sinken. »Dieses Mal wird sie es schaffen!«

Charlottes schwarze Augen flackern mörderisch. »Es schaffen? Sieh mich an! Was schaffen?«

Rabea hebt den Kopf und hält für einen kurzen Augenblick Charlottes Blick stand. »Uns aus der Wohnung herauszuwerfen, das wird sie schaffen. Sie wird uns auf die Straße setzen! Uns alle! Die Hausverwaltung wartet doch nur auf eine Gelegenheit, das Betreute Wohnen loszuwerden, um hier luxuszusanieren!«

Mustis Blick wandert über den Dielenboden, über die Wände im Flur. Fünf Garderobenhaken, eine Jacke. Ein Kalender vom vergangenen Jahr. Eine Uhr mit Leuchtzeigern. Der Schlüsselkasten. Alles in dieser Wohnung war schon vor ihm hier. Alles, was ihn ausmacht, ist in Aleppo geblieben. Er wird gehen, ohne Spuren hinterlassen zu haben. Er wird gehen, ohne zu wissen, wohin.

»Die Alte? Uns rauswerfen? Nur über meine Leiche!« Charlotte dreht sich mit einem Ruck um und verschwindet in ihrem Zimmer.

»Ich gehe raus«, sagt Musti und greift nach seiner Jeansjacke, die an der Garderobe hängt. Es ist stickig plötzlich, er braucht Luft.

Rabea starrt wortlos an die Decke zu ihrem erloschenen Licht. Als sie den Blick wieder senkt, sieht sie die Plastiktüte mit den zersplitterten Knochen und hastet mit einem Aufschrei zurück ihr Zimmer.

Musti steht im Treppenhaus und macht ein unglückliches Gesicht. Ein Fuß steckt im Schuh, der andere nicht. Sockig hängt er in der Luft. Musti ahnt, wo sich sein rechter Schuh befindet: im Hunderachen. Hat der Hund nicht gerade eben noch wild darauf herumgebissen? Und wer sonst sollte nur einen Schuh klauen?

Obwohl die Sachlage ziemlich eindeutig ist, zögert Musti, die Treppen nach oben zu nehmen. Einerseits braucht er seinen Schuh. Andererseits will er dieser bösen alten Frau heute kein zweites Mal begegnen. Noch einmal wird er sich von ihr nicht als Schwein beschimpfen lassen!

JOHANNES PITTROFF

»RESTLAND«

Max ist 15 und hat grad die Hauptschule hinter sich gebracht. Jetzt will er erstmal die freie Zeit genießen. Aber die Eltern wollen, dass er sich eine Lehrstelle sucht. Zur gleichen Zeit freundet er sich mit Amos an, dem es genauso geht. Sie wollen die letzte Freiheit nutzen, bevor das Berufsleben anfängt. Also jeden Abend hinterm Rewe Bier trinken, am Wochenende in die Dorfdisco gehen und durch den Wald spazieren. Aber obwohl er sich nicht grad darum bemüht, kriegt Max tatsächlich eine Lehrstelle als Textilmaschinenführer. Jetzt verbringt er die Tage damit, in einer Fabrik rumzustehen. Eine Gegenwelt findet er in der Musik und der Kunst. Dann lernt er Mara kennen, die so gar nicht ins Dorfleben zu passen scheint. Gemeinsam suchen sie nach einem anderen Leben. Aber wie könnte es aussehen?

»Restland« erzählt von der Suche nach einem eigenen Weg, bei der die Kunst die einzige Orientierung bietet.

JOHANNES PITTROFF (1989) absolvierte nach einem qualifizierenden Hauptschulabschluss zunächst eine Ausbildung zum Textilmaschinenführer, begann und verwarf anschließend eine weitere Ausbildung in der Sozialpflege und eine Hilfstätigkeit im Handwerk. Nach einem Abitur über den zweiten Bildungsweg studierte er Theater-, Medien- und Literaturwissenschaften an der Universität Bayreuth. Dort promoviert und lehrt er zurzeit im Bereich Medienwissenschaft. Vor dem aktuellen Romanprojekt schrieb er vor allem Kurzprosa, daneben arbeitete er an Film- und Installationskunst, meist unter strengem Ausschluss der Öffentlichkeit. 2017/18 war er Stipendiat im Studierenden-Seminar der Bayerischen Akademie des Schreibens.
E-Mail: johannes-pittroff@web.de



LESEPROBE »RESTLAND«

1

Ich stehe gegen Mittag auf, weil gegen Mittag ist eine gute Zeit zum Aufstehen. Dann gehe ich runter in die Küche und schalte die Kaffeemaschine ein. Dann schaue ich aus dem Fenster, bis der Kaffee durchgelaufen ist. Kurz vorher nehme ich die eine Tasse aus dem Schrank, die ich immer nehme, und tue zwei Löffel Zucker rein. Dann schenke ich den Kaffee ein und rühre ein paar Mal um und schalte die Kaffeemaschine wieder aus. Dann gehe ich mit dem Kaffee rauf in mein Zimmer und da auf den Balkon. Auf dem Balkon setze ich mich auf den Gartenstuhl, der hier steht. Es ist nämlich Sommer. Wobei ich den Sommer eigentlich überhaupt nicht leiden kann. Jedenfalls trinke ich dann den Kaffee und rauche eine Zigarette und schaue mir die Wiesen und Felder an, die jeden Tag da sind. Wenn ich damit fertig bin, gehe ich wieder in mein Zimmer. Den Rest vom Tag hab ich frei.

Zumindest war das die letzten Wochen immer so. Aber heut Abend ist die Abschlussfeier der Schule. Ich wollte da eigentlich nicht hingehen, weil ich da eh schon viel zu oft hingegangen bin. Also nicht auf die Abschlussfeier, sondern in die Schule generell. Und irgendwann muss man ja mal anfangen, ein eigenes Leben zu leben. Und da darf man sich dann nicht so einfach wieder rausbringen lassen. Ich setze ich mich aufs Sofa und denke darüber nach, welcher Aufgabe ich mein Leben widmen soll. Als ich klein war, wollte ich Sänger werden oder Tierarzt oder die Welt retten. Ich weiß nicht mehr, vor was. Im letzten Schuljahr hat uns unser Lehrer einmal gefragt, was wir denn jetzt machen wollen nach der Schule. Sowas hab ich immer gehasst, wenn der Reihe nach alle irgendwas sagen mussten. Und man war dagesessen und konnte nichts machen außer warten, dass man drankommt. Wie wenn man vor einem Erschießungskommando steht und darauf wartet, dass man erschossen wird. Nur dass man eben nicht erschossen wird, sondern was sagen muss. Aber sonst ist es das Gleiche. Die anderen aus meiner Klasse haben Sachen gesagt wie Mechatroniker oder Dachdecker oder Einzelhandelskauffrau, manche hatten sogar schon eine Lehrstelle. Ich bin als Letzter drangekommen, weil der Lehrer komischerweise in der letzten Reihe angefangen hat und mein Platz in der ersten Reihe am Fenster war. Eigentlich ein ziemlich guter Platz, weil man in der ersten Reihe immer übersehen wird und die ganze Zeit aus dem Fenster schauen konnte. Na ja, jedenfalls bin ich dann als Letzter drangekommen.

»Und was willst du mal machen, Max?«, hat der Lehrer gefragt.

»Ich warte noch auf das richtige Angebot«, habe ich gesagt.

Na ja, jedenfalls komme ich jetzt im Moment irgendwie mit meinen Gedanken nicht weiter, also wegen der Frage, was ich jetzt anfangen soll mit meinem Leben. Also versuche ich ein bisschen zu lesen, weil ich im Frühling zu lesen angefangen hab. Damit komme ich aber auch nicht weiter, weil ich jetzt doch die ganze Zeit an die Schule und die Abschlussfeier und das ganze Zeug denken muss. Und irgendwann denke ich mir, wenn ich heut Abend daheimbleibe, bin ich in Gedanken wahrscheinlich den ganzen Abend bei der Abschlussfeier, wo ich nicht sein will. Wenn ich aber doch hingehe, kann ich in Gedanken woanders sein.

Die Schule ist in Waldfeldstein, das ist die nächstgrößere Ortschaft von hier. Zu der gehört auch das Dorf, in dem ich wohne. Zu Fuß eine halbe Stunde, wenn man die Landstraße nimmt, und ein bisschen länger auf dem Waldweg, und ich nehme meistens den Waldweg. Die Abschlussfeier soll um sechs losgehen; um kurz vor halb gehe ich los. Um von Anfang an klarzumachen, dass ich mich der Konvention nur unter Protest beuge, bleibe ich in Jeans und T-Shirt, dazu ziehe ich meine alten Adidas-Turnschuhe an. Das Haus ist ganz still, wie meistens im Sommer, wenn meine Eltern nach der Arbeit noch draußen arbeiten, bis es finster wird. Ich finde meine Mutter im Garten, ein Gemüsebeet umgrabend. Das wäre ein guter Titel für ein Gemälde, denke ich: Mutter, ein Gemüsebeet umgrabend. Der Garten und das Gemüsebeet müssten in so rustikalem Grün und Braun gemalt sein, und der Himmel so ganz hellblau, schon fast weiß, damit das Grün und das Braun noch besser wirken im Kontrast. Und auf das Gemalte drauf würde ich dann ein Foto von meiner Mutter kleben, wie sie grad ein Gemüsebeet umgräbt. Na ja, egal, jedenfalls gehe ich kurz hin zu ihr, um Tschüss zu sagen.

»Wohin gehst du denn?«, fragt sie.

»Abschlussfeier. Von der Schule«, sage ich.

»Ihr habt heut Abschlussfeier?«, fragt sie. »Gehen da nicht normal die Eltern mit?«

Ich zucke mit den Schultern. »Keine Ahnung. Denke nicht.«

»Sollen wir dich fahren?«

»Ich würde lieber laufen.«

»Und abholen?«

»Ich bleib nicht lang. Ich komm zurück, solange es noch hell ist.«

Nach Waldfeldstein muss ich einmal durchs Dorf und dann durch den Wald.

An den Rasenmähern hört man, dass Samstag ist. Das ist echt kaum auszuhalten, das Geräusch. Wenn ich daheim rasenmähen muss, dann mache ich das immer mit dem alten Rasenmäher von meiner Oma, der hat nämlich noch keinen Motor, sondern bloß so ein Rad mit Messern, das sich beim Anschieben dreht. Das dauert natürlich ewig, aber es ist ruhig und es vibriert nicht so komisch in der Hand. Aber meistens mäht mein Vater den Rasen dann selber mit dem normalen Rasenmäher, weil er meint, das kann man sich ja nicht mit anschauen. Das verstehe ich nicht so ganz, er könnte ja einfach wegschauen. Weghören hingegen kann man nicht. Am anderen Ende vom Dorf, kurz bevor der Wald anfängt, lebt eine Katze, der begegne ich fast immer. Ich unterhalte mich gerne mit ihr, und sie nimmt sich immer Zeit. Aber heute ist sie nirgends zu sehen. Was aber vielleicht auch ganz gut ist, ich bin eh schon spät dran.

Im Wald ist es ein bisschen kühler und nicht ganz so furchtbar hell. Der Weg ist gemustert von Traktorreifen. Zwischen den Bäumen sieht man tiefgrüne Wiesen und weizenfarbene Felder. Ein Teil vom Weg geht an einem Bach entlang, in dem oft Bierflaschen und Verpackungen liegen. Das hat irgendwie was Schönes, diese Verbindung von Mensch und Natur. Ich drücke meine Zigarette aus und lege sie dazu. Das letzte Stück vom Weg muss ich auf der Landstraße gehen, wo die Autos mit 100.000 Stundenkilometern an mir vorbeischießen. Als ich zum Ortseingang komme, schlägt die Kirchenglocke sechs Uhr. Ich gehe in aller Seelenruhe weiter. In einem Garten ist ein Mann dabei, den Grill anzuzünden. Er hat eine kurze rote Turnhose an, sonst nichts. Sein Oberkörper sieht aus wie eine Birne. Sonst gibt es nicht so viel zu sehen.

Als ich am Pausenhof der Schule ankomme, höre ich von drinnen die Stimme meines Klassenlehrers. Der das ja zum Glück gar nicht mehr ist. Ich schaue durch die Scheibe von der Eingangstür und zünde mir eine Zigarette an. In der Aula steht ein Rednerpult, an dem mein Nicht-mehr-Klassenlehrer steht. Davor sind Stuhlreihen aufgebaut, wo meine Nicht-mehr-Mitschüler sitzen. Sie haben Hemden an, Sakkos, Kleider; wie Kinder, die ihre Eltern spielen.

Auf einmal höre ich Schritte hinter mir, ich drehe mich um. Jemand läuft ganz gehetzt über den Pausenhof. Es ist Amos. Ich kenne ihn nur vom Sehen, weil er eigentlich gar nicht bei uns auf der Schule war. Er hat bei uns nur den Quali mitgeschrieben, weil er die Realschule abgebrochen hat oder so. Er zieht im Gehen sein Jackett zurecht und schaut mich ganz gehetzt an.

»Hat es schon angefangen?«, fragt er.

»Ja«, sage ich.

»Kann man nicht mehr rein oder wie?«

»Doch, bestimmt.«

Er schaut mich von oben bis unten an. »Wie schaust du denn aus?«

DANIEL SMILOVSKI

»DIE SEHERIN«

Bulgarien in den 1920ern. Die Moderne ist da: Kinos, Cabarets, Automobile. Doch nur wenige Kilometer weiter sind die Dörfer der Vergangenheit verhaftet. Hier durchstreifen noch Vampire die Wälder und Drachen ziehen die Wolken am Himmel hinter sich her. Als Lina aus dem abgelegenen Bergdorf Prestoy in die Hauptstadt Sofia kommt, geraten ihr die Zeiten durcheinander. Sie kann Dinge sehen, die noch nicht passiert sind. Zurück in Prestoy sieht sie den kommenden Krieg vorher, und die Menschen erklären sie zu einer Prophetin und Heiligen. Lina interessiert das wenig. Die Pilgerscharen vor der Tür schüchtern sie ein. Sie träumt von der neuen Zeit, vom Leben in der Stadt, von der Liebe. Doch niemand wagt, eine Heilige zu berühren. Als 1944 die Kommunisten an die Macht kommen, droht Lina wegen des religiösen Kults um sie das Arbeitslager. Bis sich auch das Regime für ihre Fähigkeiten zu interessieren beginnt. »Die Seherin« erzählt vom Nebeneinander der Zeiten, von bleibenden Sehnsüchten und schiefen Wegen des Überlebens in einem totalitären System. Der Roman basiert zu Teilen auf einer wahren Begebenheit.

DANIEL SMILOVSKI wurde in Sofia, Bulgarien geboren und lebt heute in Kiel. Er studierte Kulturwissenschaften an der St.-Kliment-Ohridski-Universität Sofia und arbeitete als Grafiker, Technikjournalist und Dozent. Mit einem Forschungsstipendium kam er nach Deutschland, wo er blieb und sich für das Schreiben entschied. In bulgarischer Sprache erschien sein Gedichtband »Disconnected. Einweg-Gedichte«. 2016 gewann er den schleswig-holsteinischen Literaturpreis »Neue Prosa«. 2016 war er Stipendiat der Bayerischen Akademie des Schreibens und 2019 bekam er ein Arbeitsstipendium des Kultusministeriums Schleswig Holstein für den Roman »Die Seherin«. dsmilovski@yahoo.com



Das Haus war noch dunkel. Nur eine Kerze brannte neben Miras Kopf, damit sie sah, und nicht erschrak, dass sie tot war. Die Flamme spiegelte sich in ihren Augen: ein Schimmern in dem Linken und ein kleineres im Rechten.

Sie ist so hübsch jetzt, dachte Lina. So viel hübscher als ich.

Es hatte im Herbst begonnen, und jeden Tag, mit dem der Tod in ihre Schwester eingezogen war, wuchs ihre Schönheit. Sie wirkte älter. Der Schwindel verfeinerte ihren Gang. Ihre Haut wurde weiß, durchsichtig fast. Der Blick leuchtete mit dem Feuer, das sie innen verbrannte, die Lippen färbten sich im zartesten Rot.

Manchmal in diesen letzten Wochen waren sie spazieren gegangen, die Straße hoch bis zur alten Mühle, dann ein Stück in den Wald. Die Leute flüsterten: Ein Mädchen wie aus einem Lied. Sie ließen ihre Arbeit liegen und streckten die Hand aus, Mira zu berühren.

Sie war zu einem dieser Mädchen geworden, an deren Zaun die Männer die ganze Nacht warten. Bei deren Anblick Frauen launisch werden und Greise sich an vergangene Sommer erinnern; ans Schwimmen in kalten Bächen, die nicht mehr fließen. An den Gesang verschwundener Vögel. Ein Mädchen, von dem man sich bei den Feuern in ganz Strandscha Geschichten erzählt.

Nun lag sie da, ein Leinentuch ums Gesicht, unter dem Kinn geknotet. Blass. Eine große Stille umgab sie, die niemand brechen wollte. Die im Haus blieb, bis der Pope, gekommen, um die Tote zu besingen, an die Tür schlug.

»Gottesbarme. In nomine Patris, et Filii ...«, er lauschte, schlug noch heftiger.
»... et Filii et Spiritus Sancti.«

»Hau ab, du Dreckskerl!« schrie Mama. »Du nimmst sie mir nicht weg!
Verschwinde!«

»Mach auf, Weib. Den Ritus müssen wir vollziehen. Sie Gott versprechen, dass er sie holt und nicht der Andere.«

Die Klinke sprang auf und ab in seiner Hand.

»Es gibt hier nichts für dich. Hau ab!«

Der Pope ärgerte sich. »Willst du sie unbesungen lassen, ma? Dass sie vom Grabe aufsteht und nachts im Dorf herumwandelt! Dass sie dem Vieh die Kehle zerbeißt! Den Kindern auf der Brust hockt, bis sie blau werden!«

»Verreck' doch, du und deine Kirche«, schrie Mama.

»Ein Vampir hat in diesem Dorf nichts verloren. Ich komme mit den Männern wieder. Ich brech die Tür auf. Öffne!«

Mama ging zur Tür. So wie er draußen drängte, begann sie von innen ans Holz zu schlagen und benannte ihn mit den schlimmsten Worten. Lina hatte nicht gewusst, dass eine Frau die Macht zu solchen Worten besaß.

Als es vorbei war, Stille. Ein Schatten erschien am Fenster – der Pope versuchte hineinzuspähen. Er rieb am Glas, vergeblich, dann ging er im Hof herum und rüttelte an Türen. Lina hörte ihn röcheln und sich räuspern, als streife ein Tier um das Haus – ein Wolf vielleicht, verzweifelt vom Winterhunger.

»Stoyane? Bist du da, Stoyane?«, raunte der Pope. Papa aber rührte sich nicht.

»Ich komme wieder!«

Ein Hahn schrie. Ein anderer antwortete. Ein Karren polterte auf der Straße. Hinter den Gipfeln war die Sonne aufgegangen – das Licht kam plötzlich, als hätte jemand eine Plane weggezogen.

Lina sah, dass ihre Schwester barfuß war. Sie lag auf dem Tisch und starrte an die Decke und hatte keine Schuhe an. Unten am Boden eine Schale – es musste das Wasser

von der Waschung sein. Der Spiegel war unbedeckt. Er führte in ein zweites Zimmer und dort lag eine zweite Tote auf dem Tisch. Falsch. Alles falsch!

Lina wollte etwas sagen. Mama aber drehte sich nicht um, sie starrte in ihre eigenen Gedanken. Sie weinte nicht. Es war verboten, in der Nacht zu trauern, und nun, als der Morgen kam, waren Mamas Tränen zu Salz geworden, bevor sie fließen konnten.

Eine Verrückte, so sah sie aus.

Und es half nicht, dass sich jetzt ihr Gesicht aufhellte – als fiele ihr wieder ein, wo sie etwas Verlorenes hingetan hatte. Wie sie den Kopf neigte, die Haare aus der Stirn strich und zu lächeln begann. Sie lächelte!

»Wir müssen zum Fotografen«, sagte sie.

2

Sie hatte es gehört, sagte Mama. Sie wusste nicht mehr wo, aber sie hatte es gehört, es gäbe da Fotografen. Männer aus fremden Ländern, die die Gestorbenen aufnahmen.

»Was?« Papa stöhnte.

Doch, Männer, die mit Wissenschaft und Schminke die Toten lebendig machten – für ein Bild. Auf dem Bild waren es dann keine Toten mehr, sondern die geliebten Menschen. Es war echt. Sie hatte zweimal in Zeitungen gesehen, wie echt das ist, Fotografie. Sie sagte:

»Wir müssen zum Fotografen.«

Papa starrte düster neben sich auf die Bank. Auf sein Bein, das dort lehnte:

»Totenbilder ... Das gibts nicht, ein so krummes Treiben. Man hat dich angelogen.« Er dachte nach. »Und wenn ... dann nur in Sofia. Sofia, marí! Wir können nicht auf so eine Reise gehen.«

Mama streichelte Miras Lippen:

»Sie ist noch hier. Die Seele bleibt bis zum dritten Tag im Fleisch, es ist bekannt.

Wir haben drei Tage Zeit.«

»Sofia, Frau! Wir sind arme Leute. Wir werden trauern und sie begraben.

Heute.«

»Nein ... Heute nicht.«

»Es ist Gesetz.«

»Gesetz?« Mama gackerte. »Das hiesige Gesetz, ja? Dass uns immer genommen wird, was wir lieben ... Aber ich will nicht mehr von hier sein!«

»Ah, komm ...«

Papa nahm sich einen Stuhl und humpelte zu ihr. Er wollte die Arme um sie legen – diese seltsame Sache, die er manchmal tat.

Mama griff ein Messer von der Wand, richtete die Klinge auf ihn, dann auf den eigenen Hals. Man sah ihr Blut pochen in einem Äderchen unter dem Metall. So hatte sie Papa noch nie angesehen.

»Dann sag dem Tischler«, sagte sie, »er mache einen großen Sarg. Ich werde bei Mira liegen, wenn ihr sie unter die Erde schaufelt.«

Sie hatten lange dagestanden. Mama und Papa. Papa und Mama. Ein Wind rüttelte an der losen Fensterscheibe.

Draußen rief die Ziege, ungemolken. So etwas war noch nie vorgekommen. Lina hörte in ihrem Meckern die Empörung, dann Schmerz, aber sie hatte keine Kraft sich zu bewegen in diesem Haus, in dem alles erstarrt war.

Erst später ging sie raus, als Papa weg war. Er, das Bein angelegt, die Aba angezogen, wortlos. Das Quietschen der Tür hinter ihm sein einziges Geräusch.

Mann, murmelte sie. Oh, Mann. Die Ziege sah sie mit gelben Augen an und schnupperte an ihren Haaren und sagte auch nichts.

Das dreiteilige Seminar für
Romanautoren fand statt zwischen
November 2018 und 2019. Es wurde
geleitet von **JULIA SCHOCH** und
DR. WILHELM TRAPP
(Rowohlt Berlin Verlag).

Die Bayerische Akademie des Schreibens
ist eine Kooperation zwischen dem
Literaturhaus München, dem Literaturarchiv
Sulzbach-Rosenberg und dem Bayerischen
Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst

Weitere Informationen
Dr. Katrin Lange, Tel. 089-291934-23
klange@literaturhaus-muenchen.de
www.literaturhaus-muenchen.de/akademie

Stiftung Buch-, Medien- und
Literaturhaus München
Salvatorplatz 1, 80333 München
Tel. 089-29 19 34-0, Fax -19
www.literaturhaus-muenchen.de

Bayerisches Staatsministerium für
Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst



L I T E R
A T U R H
A U S M Ü
N C H E N